This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

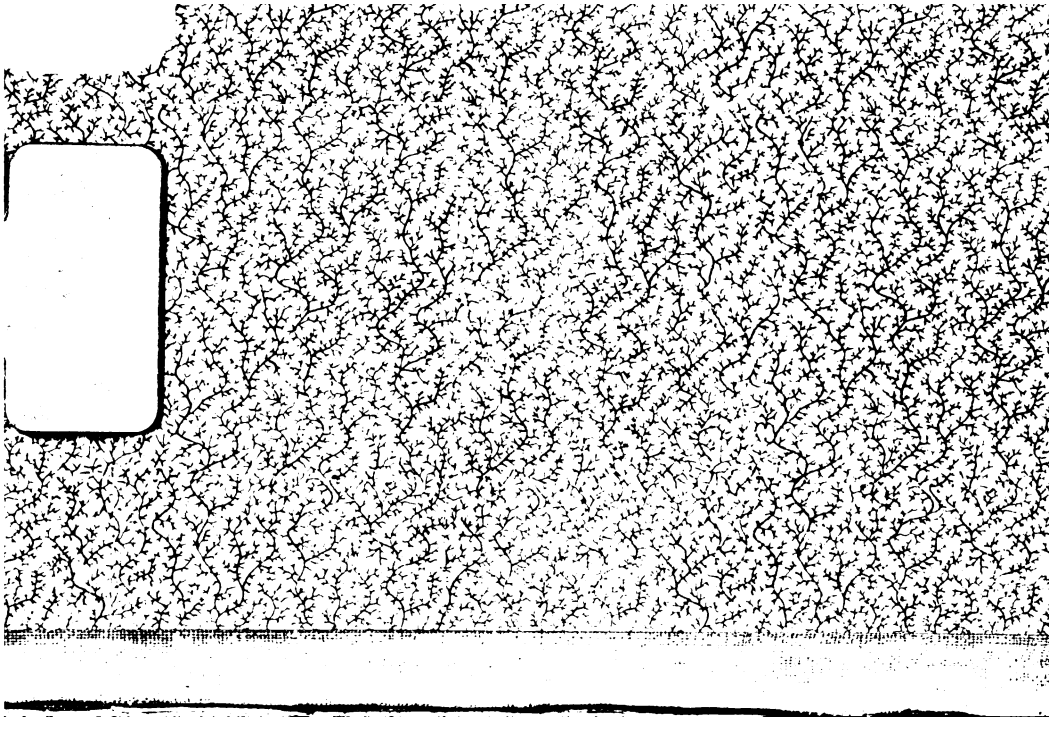
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

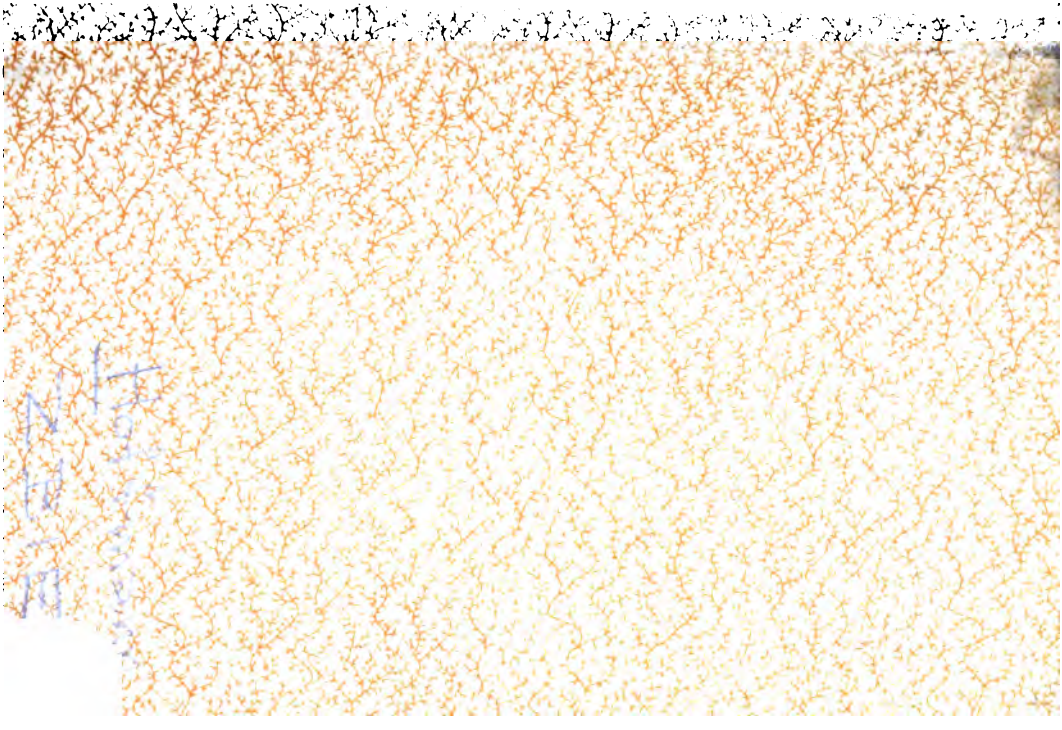
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

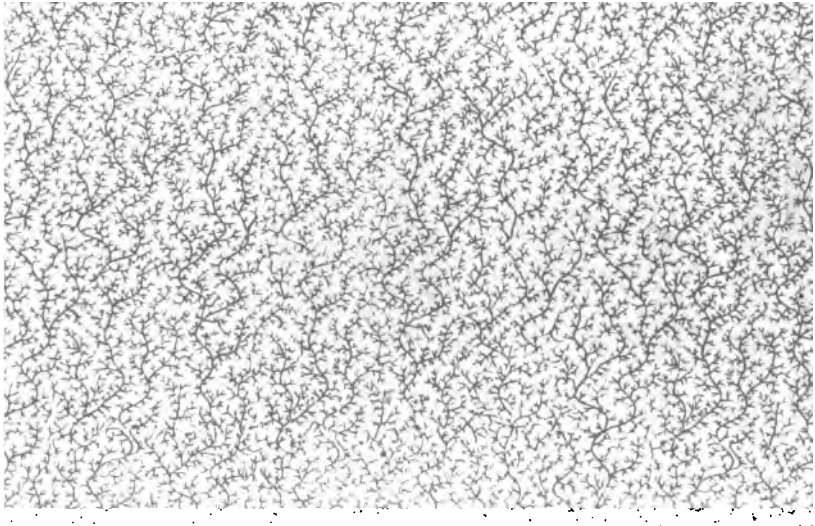
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

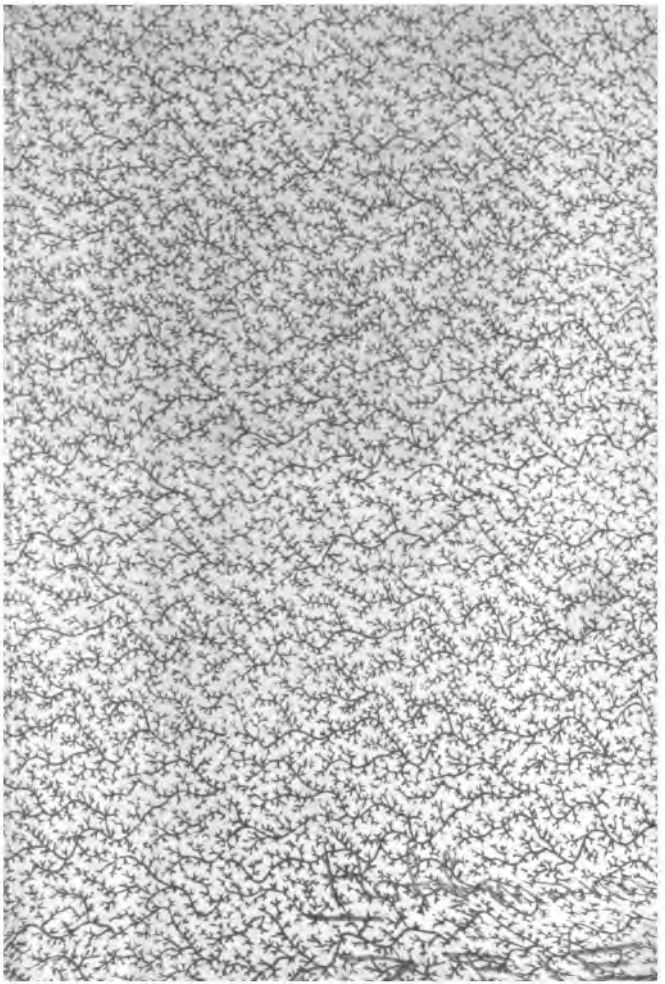
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.









Deutsche Volks-Märchen.

Bearbeitet

von

Franz Hoffmann.

NEW YORK
LIBRARY

New York.

E. Steiger.

1868.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Satz und Stereotypie von
E. Steiger in New York.

Röschen und Grete.

Vor vielen, vielen Jahren, da lebte einmal in einem dichten, großen Walde eine Frau, die hatte zwei Töchter. Die älteste hieß Grete und war die rechte Tochter der Frau; die jüngste aber hieß Röschen und war ihre Stieftochter. Grete war nicht gut und war auch nicht hübsch; Röschen aber blühte recht, wie die Blumen im Garten und wie die Lilien auf dem Felde, und wer sie nur ansah, mußte sie lieb haben. Die Frau aber konnte Röschen nicht leiden, weil sie hübscher war als Grete, und plagte und schimpfte darum das arme Mädchen den ganzen Tag. Und Grete konnte die Stiefschwester auch nicht leiden, weil sie gegen alle Leute so freundlich und gut war, und alle Leute auch freundlich und gut gegen sie. Wenn sie sich nicht der Sünde gefürchtet hätte, so würde sie Röschen schon längst aus dem Hause und in den großen Wald hinein gejagt haben, damit die wilden Thiere sie zerrissen.

Grete saß den ganzen Tag in der Stube und that gar Nichts; Röschen aber mußte in der Küche essen und arbeiten von früh bis in die Nacht. So mußte das arme Kind auch zwei Mal des Tages an eine Quelle

gehen, und frisches Wasser holen. Die Quelle aber lag eine gute halbe Stunde vom Hause entfernt, und der Krug, mit dem sie Wasser schöpfen mußte, war groß und schwer.

Eines Tages, als sie eben bei der Quelle stand, kam eine arme alte Frau auf sie zu gehumpelt, und bat um Gottes willen, Röschen möchte ihr doch ein wenig zu trinken geben.

„Recht gern, mein Mütterchen," sagte das gute Mädchen, und schwenkte sogleich ihren Krug rein. Dann schöpfte sie von dem Wasser, wo es am klarsten war, und reichte es der Alten hin, indem sie zugleich den Krug hielt, damit sie ohne Beschwerde möge trinken können. Als das alte Mütterchen sich satt getrunken hatte, da sagte es:

„Du bist ein gutes, schönes und frommes Kind, und weil du so freundlich gegen mich gewesen bist, will ich dir auch etwas schenken. Ich schenke dir, daß bei jedem Worte, welches du sprichst, eine Blume und ein köstlicher Edelstein aus deinem Munde fallen soll."

Als Röschen das hörte, wunderte sie sich sehr, denn sie wußte nicht, daß die Alte eine gute Fee war, welche, um ihr gutes Herz zu prüfen, sich in Gestalt einer Bauerfrau dem Brunnen genähert hatte. Nachdenklich ging sie nach Hause und wurde von ihrer Stiefmutter mit Schmähreden und Scheltworten empfangen, weil sie sich so lange am Brunnen verweilt hätte.

„Verzeiht mir, liebe Mutter, es soll nicht wieder geschehen," antwortete Röschen, und siehe da, indem sie

ſprach, glitten bei jedem Worte zwei Roſen, zwei Perlen, und zwei glänzende Diamanten über ihre rothen Lippen.

„Um des Himmels willen, was iſt das!“ ſchrie die Stiefmutter; „ich glaube wahrhaftig, dir fallen Perlen und Diamanten aus dem Munde! — Sag' an, wie geht das zu, mein liebes Kind?“ —

Dieß war aber das erſte Mal in ihrem Leben, daß ſie Röschen ihr liebes Kind nannte.

Röschen erzählte ganz einfach, was ihr begegnet war, und zum Erſtaunen der Stiefmutter fielen fort und fort eine Menge herrlicher Juwelen auf die Erde.

„Ei wahrhaftig,“ ſagte die Stiefmutter, nachdem ſie Alles erfahren hatte, „da muß ich Greten doch auch einmal nach dem Brunnen ſchicken. Komm her, Gretchen! Komm her, mein Kind! Sieh', ſieh', wie es deiner Schweſter Röschen geglückt iſt, daß immer Blumen und Edelſteine von ihrem Munde ſtrömen! Möchteſt du nicht auch ſolch ein Geſchenk haben? Schnell geh' hinaus an den Brunnen, und wenn eine alte Frau ein wenig Waſſer von dir verlangt, ſo gib es ihr höflich und artig, wie es einem guten Kinde geziemt.“

„Ach was,“ ſagte Grete verdrießlich. „Das fehlte mir noch! Geh' du doch ſelber an den Brunnen, Mutter!“

„Den Augenblick nimmſt du den Krug und gehſt!“ rief die Mutter erzürnt. „Mach' mich nicht böſe, ich will es haben, hörſt du?“ —

Grete nahm einen ſchönen ſilbernen Krug anſtatt des ſchweren ſteinernen, den Röschen immer tragen mußte, und machte ſich ſcheltend und brummend nach dem Brur

nen auf den Weg. Und kaum war sie dort angekommen, da kam eine schöne Dame aus dem Gebüsch, angethan mit prächtigen Kleidern, und bat Greten, sie möchte ihr doch ein wenig Wasser zu trinken geben.

Die schöne Dame war aber keine andere, als dieselbe Fee, welche Röschen erschienen war, nur erschien sie jetzt in anderer Gestalt, und in den Kleidern einer schönen Prinzessin, weil sie gern sehen wollte, wie weit Gretens Ungefälligkeit gehen würde.

Grete blickte die Fee scheel von der Seite an, rümpfte ihre Nase, und erwiderte hochmüthig:

„Denkt Ihr, ich bin nur hierher gekommen, um Euch zu trinken zu geben? — Ei ja, darum habe ich gewiß meinen schönen silbernen Krug mitgebracht! Seh' doch Einer! Nein, meine Gute, wenn Ihr trinken wollt, so schöpft Euch das Wasser selbst!"

„Ich sehe wohl, du bist nicht sehr höflich und freundlich, meine Tochter," antwortete die Fee ganz sanft und ohne böse zu werden. „Zur Strafe für deine Ungefälligkeit aber wünsche ich dir, daß bei jedem Worte, welches du sprichst, eine Schlange oder eine Kröte aus deinem Munde fällt!"

Hierauf verschwand die Fee und Grete ging ein wenig erschrocken nach Hause. Als ihre Mutter sie erblickte, fragte sie voll freudiger Hoffnung: „Nun, wie ist es dir ergangen, mein Töchterchen?"

„Wie soll es mir ergangen sein?" antwortete die Grete barsch. „Ich habe kein altes Weib gesehen."

Die Mutter erschrak und Grete erschrak auch, denn

siehe da, bei jedem Worte, das sie sprach, hüpfte eine Schlange oder eine Kröte aus ihrem Munde.

„Ach Gott, ach Gott, was ist das?“ schrie die Mutter. „Daran ist einzig und allein das boshafte Ding, deine Schwester Schuld! Aber warte, sie soll es mir büßen!“

Ganz wüthend lief sie hinaus, um das arme Mädchen zu schlagen. Röschen aber, als sie das merkte, ergriff die Flucht und lief tief in den Wald hinein, bis Niemand mehr sie verfolgte. Dort setzte sie sich unter einen Baum und weinte bitterlich.

Sie hatte noch nicht lange da gesessen, da kam der Sohn des Königs an dem Baume vorüber, und ging auf sie zu, da er sah, daß sie so schön war, und fragte sie sanft, warum sie denn weine? —

„Ach, mein Gott,“ antwortete sie, „wie sollte ich wohl nicht weinen und wehklagen, da meine Mutter mich doch aus dem Hause gejagt hat!“

Der Prinz bemerkte mit Erstaunen, daß bei diesen Worten Nichts wie Rosen, Perlen und Diamanten aus Röschens Munde fielen, und fragte verwundert: „Woher kommt das?“

Röschen sagte es ihm der Wahrheit gemäß.

Da nahm der Prinz sie bei der Hand, führte sie aus dem Walde heraus, geleitete sie zum Könige, seinem Vater, und sagte zu dem, er wolle Röschen zu seiner Gemahlin erheben. Der König, da er Röschens gute Eigenschaften kennen lernte, war es wohl zufrieden, und darauf

war noch am nämlichen Tage Hochzeit, und Röschen wurde eine Prinzessin.

Es ging ihr zeitlebens gut; ihre Stiefschwester aber machte sich mit der Zeit durch ihre Ungefälligkeit und ihre Unart und Bosheit bei allen Leuten so verhaßt, daß selbst ihre eigene Mutter sie nicht mehr vor Augen sehen konnte, und sie endlich aus ihrem Hause verstieß. Lange irrte sie umher, ohne ein Obdach zu finden, und zuletzt mußte sie im Walde elendiglich umkommen. Das war die Strafe für ihre Untugend und Bosheit.

Aschenbrödel.

Es war einmal ein reicher Mann, dem wurde seine Frau krank. Und als diese merkte, daß sie bald sterben werde, da ließ sie ihr einziges Töchterchen zu sich kommen, ermahnte es zur Frömmigkeit und Gottesfurcht, und machte dann die Augen zu und war todt. Da weinte das arme Mädchen viele Tage und Wochen; der Vater aber heirathete eine andere Frau. Seine vorige Gemahlin war voll lauter Güte und Sanftmuth gewesen, die jetzige dagegen war sehr hochmüthig und hartherzig und stolz, und ihre zwei Töchter, die sie mitbrachte, glichen ihr in allen Stücken. Hierauf achtete jedoch der reiche Mann nicht, denn die Frau brachte ihm viel Geld und Gut mit in's Haus, und das war ihm lieber, als alles Andere.

Als nun die Hochzeit gefeiert war und die Stiefmutter ankam, da zeigte sie sehr bald ihr böses Gemüth. Obgleich ihre Stieftochter sanft und freundlich zu ihr war, konnte sie dieselbe doch nicht ausstehen, weil ihre Schönheit und Tugend ihre eigenen Töchter zu sehr in Schatten stellte. Und so wie sie in's Haus trat, sagte sie: „Was soll das häßliche Geschöpf in der Stube? — Hinaus mit dir in die Küche! — Wer Brod essen will, muß es auch verdienen!“ —

Und sie zogen dem armen Mädchen seine schönen Kleider aus und gaben ihm dafür einen schlechten Kittel, und nun mußte es die schwerste Arbeit verrichten, mußte waschen und scheuern, kochen und plätten, mußte der Stiefmutter und ihren Stiefschwestern die Zimmer putzen und blank machen, und hoch oben in einem schlechten Dachkämmerchen schlafen, in das ungehindert Wind und Schnee und Regen eindrang. Ihre Stiefschwestern aber wohnten in den herrlichsten Gemächern, hatten Kleider von Sammet und Seide, und Spiegel, in denen sie sich vom Kopf bis zu den Füßen sehen konnten, und brauchten den ganzen lieben Tag Nichts zu thun, als sich putzen und schmücken.

Die arme Stieftochter trug ihr hartes Schicksal mit Geduld, und wagte nicht einmal ihrem Vater ihr Leid zu klagen. Denn dieser wurde so sehr von der bösen Stiefmutter beherrscht, daß er sein armes Kind doch nicht hätte beschützen können. Wenn sie ihre Arbeit gethan hatte, setzte sie sich in eine Ecke des Kamins, und wärmte sich da im Winter an der heißen Asche. Und weil sie darur

immer staubig und schmutzig aussah, nannten die Uebrigen sie nicht anders als Aschenbrödel. Aber trotz ihrer schlechten Kleider, war sie doch immer noch viel tausendmal schöner, als ihre Schwestern, obgleich diese sich mit dem Schönsten schmückten, was nur auf der Welt zu haben war.

Da geschah es, daß der Sohn des Königs einen glänzenden Ball geben wollte, und dazu alle schönen Jungfrauen des Landes einlud. Auch die zwei Stiefschwestern wurden eingeladen zu kommen, und als sie das hörten, da waren sie guter Dinge und sprachen von weiter Nichts, als wie sie sich recht prächtig und glänzend kleiden wollten.

„Ich," sagte die Aelteste, „ich ziehe mein rothgoldenes Sammetkleid mit den Brüsseler Spitzen an!"

„Und ich," sagte die Jüngste, „ich kleide mich zwar nur in Seide, aber dafür hänge ich meinen schönen Mantel mit den silbernen Blumen um und schmücke mich mit meinen Rubinen und Diamanten. Das wird wunderschön aussehen."

Sie gingen in die reichsten Kaufläden und kauften sich die schönsten Sachen für vieles Geld. Und als der Tag des Festes gekommen war, riefen sie Aschenbrödel herbei und sagten zu ihr:

„Jetzt kämme uns das Haar und flicht es in glänzende Flechten, bürste unsere Schuhe blank und schnalle die Schnallen fest, denn wir gehen in des Königs Schloß auf den Ball."

Aschenbrödel that Alles, wie die Stiefschwestern es haben wollten. Sie flocht ihnen das Haar, bürstete ihre

Schuhe blank, und schnürte sie ein. Aber mehr als ein Schnürband zerriß dabei, weil die Stiefschwestern recht schlank und zierlich aussehen wollten. Da mußte Aschenbrödel viel Scheltworte hinnehmen, und empfing manchen Schlag; aber sie trug Alles geduldig und wischte sich nur von Zeit zu Zeit heimlich die Thränen aus den Augen, damit die bösen Schwestern nicht sehen sollten, daß sie weinte.

„Aschenbrödel," sagte die Eine spöttisch, als sie sich eben das Haar flechten ließ, — „Aschenbrödel, hast du nicht auch Lust, auf den Ball zu gehen?" —

„Ach, Lust hätte ich schon," erwiderte Aschenbrödel seufzend, „aber ich weiß wohl, Ihr treibt nur Euren Scherz mit mir."

„Ja, da hast du's getroffen," riefen die Stiefschwestern höhnisch, — „wie würde man lachen, wenn solch' ein schmutziges Ding auf den Ball käme!"

Eine Andere würde den bösen Stiefschwestern gewiß einen Schabernack angethan haben. Aschenbrödel aber war dazu viel zu gut, und schmückte die beiden Mädchen so schön sie nur konnte. Und da sie nun in den Wagen stiegen, da blickte sie ihnen nach, so lange sie noch einen Zipfel von ihren Kleidern zu sehen vermochte. Dann aber ging sie in die Küche, setzte sich auf den Herd und weinte bitterlich.

Ihre Thränen flossen noch reichlich, da erschien auf einmal ihre Pathe, eine mächtige Fee, in der Küche, und fragte sie mit sanfter und liebreicher Stimme, warum sie so traurig sei?

„Ach,“ sagte Aschenbrödel, und rang schluchzend ihre kleinen, aber schmutzigen Hände, „ach, ich möchte gern — ich möchte gern auf den Ball gehen!“

„Auf den Ball möchtest du gerne gehen? — Wie?“ — fragte die Fee.

„Ach ja, gar zu gern!“ — erwiderte Aschenbrödel.

„Nun wohlan, weil du immer ein gutes Kind gewesen bist, so sollst du deinen Willen haben,“ sprach die Fee. „Geh' hinab in den Garten und hole mir einen Kürbiß!“

Aschenbrödel, obgleich sie nicht zu errathen vermochte, was der Kürbiß mit dem Balle zu schaffen haben könnte, rannte doch hurtig in den Garten hinaus, und brachte den schönsten Kürbiß, der zu finden war.

Die Fee nahm ihn in Empfang, höhlte ihn aus, schlug, als nur noch die Schale davon übrig war, mit ihrem Zauberstäbchen darauf, und murmelte ein paar Worte zwischen den Zähnen. Augenblicklich verschwand der Kürbiß, und statt seiner erblickte Aschenbrödel einen prächtigen, von oben bis unten vergoldeten Staatswagen.

„Jetzt hole mir die Mausefalle herbei,“ sagte die Fee, — und Aschenbrödel gehorchte. Sechs Mäuse saßen darin, und da Aschenbrödel die Thür ein wenig lüpfte und die Mäuslein herausſprangen, berührte die Fee eine jede mit ihrem Zauberstäbchen. Und siehe da, jede Maus verwandelte sich in ein prächtiges Roß, und ein herrliches Gespann grau gesprenkelter Schimmel stand vor Aschenbrödels Augen.

„Nun fehlt uns nur noch ein Kutſcher,“ ſagte die Fee. „Geh' hin, mein Töchterchen, und ſieh' zu, ob du nicht irgendwo eine Ratte in der Rattenfalle findeſt.

Aſchenbrödel ſchaute nach, und mit Freuden bemerkte ſie, daß drei wunderſchöne, fette Ratten ſich gefangen hatten. Die Fee berührte die ſtattlichſte davon mit ihrem Stabe, und augenblicklich war ein Kutſcher da; die Ratte aber war weg.

„Jetzt geh' noch einmal in den Garten hinab,“ ſprach die Fee. „Unter der Gießkanne wirſt du ſechs Eidechſen finden, die fange ein und bringe mir.“

Aſchenbrödel brachte ſie herbei und ihre Frau Pathe verwandelte ſie in ſechs Lakaien, welche mit ihren bunten Kleidern hinten auf den Wagentritt ſprangen, und ſich ſo geſchickt feſt hielten, als ob ſie in ihrem ganzen Leben nie etwas Anderes gethan hätten.

„So, nun kannſt du ſtattlich und prunkend auf den Ball gehen, mein Töchterchen!“ ſprach die Fee lächelnd. „Biſt du zufrieden mit mir?“

„Ei, gewiß iſt Alles wunderſchön,“ antwortete Aſchenbrödel; „aber mit meinen ſchlechten Kleidern darf ich mich doch nicht im Saale blicken laſſen.“

„Ja, wahrlich, das hätte ich faſt vergeſſen,“ rief die Fee. „Aber warte, in einem Augenblicke ſoll Alles vorhanden ſein.“

Sie tippte Aſchenbrödel mit ihrem Stäbchen an und in einem Nu verwandelten ſich ihre ſchmutzigen Lumpen in das köſtlichſte Gewand. Es ſchimmerte von lauter Gold und Silber, und überall waren Edelſteine einge-

webt, die ein Meer von Licht und Glanz von sich strahlten. Nun empfing Aschenbrödel noch ein Paar niedliche gläserne Pantoffeln von der Fee, dann war der Anzug fertig.

„Jetzt, mein Kind, kannst du in Gottes Namen fahren," sagte die Fee. „Belustige dich und sei fröhlich und heiter, aber hüte dich, länger als bis Mitternacht auf dem Balle zu verweilen. Wenn du dich auch nur eine Minute verspätest, dann verwandelt sich der Wagen wieder in den Kürbiß, die Pferde werden Mäuse, die Lakaien Eidechsen und deine schönen Kleider erscheinen in ihrer wirklichen Gestalt. Also hüte dich!" —

Aschenbrödel versprach, wohl Acht zu geben, und fuhr voller Freude davon.

Man hatte dem Königssohne gesagt, daß eine wunderschöne fremde Prinzessin auf den Ball kommen würde; und als nun der prächtige Wagen vorfuhr, glaubte er, jene sei es, und lief hinab, um sie zu empfangen, aus dem Wagen zu heben und an seiner Hand in den Saal zu geleiten. Und eine tiefe Stille entstand, als er mit Aschenbrödel eintrat. Der Tanz hörte auf, die Musikanten spielten nicht mehr, und Aller Augen hefteten sich auf die Fremde, welche lächelnd an des Prinzen Seite einherging.

„Ach, wie ist sie schön!" riefen Alle aus, und jeder meinte noch nie ein so holdseliges Fräulein erblickt zu haben. Selbst der alte König wurde von Aschenbrödels Schönheit überrascht, und flüsterte seiner Gemahlin zu, daß er ganz bezaubert von ihrer Lieblichkeit sei. Die Damen aber bewunderten Aschenbrödels schöne Kleider

und nahmen sich vor, sich eben solche machen zu lassen, wenn sie so herrliche und kostbare Stoffe würden auftreiben können.

Der Sohn des Königs führte sie indeß auf den Ehrenplatz und forderte sie zum Tanze auf. Aschenbrödel tanzte; und tanzte so leicht und wunderschön, daß alle Welt sie von Neuem bewunderte. Dem Prinzen selber gefiel sie so sehr, daß er Essen und Trinken über ihrem Anblicke vergaß.

Uebrigens war Aschenbrödel so unkenntlich in ihren schönen Kleidern, daß sie nicht einmal von ihren Schwestern erkannt wurde, obgleich sie sich an ihre Seite setzte, und ihnen von den süßen Früchten und Leckereien, welche der Prinz ihr überreichte, einen Theil abgab. Während sie so mit den Schwestern plauderte, hörte sie draußen drei Viertel auf zwölf schlagen, und erinnerte sich der Warnung, welche ihr die Fee ertheilt hatte. Augenblicklich stand sie auf, verneigte sich zum Abschiede und eilte schnell die Treppe hinab, um sich in den Wagen zu setzen, und nach Hause zurückzukehren. Hier fand sie ihre Pathe noch ihrer harrend, erzählte ihr mit frohen Worten, wie gut es ihr gegangen war, dankte ihr für alles Vergnügen, und bat dann, die gute Fee möchte ihr erlauben, morgen noch einmal den Ball zu besuchen, da der Prinz sie sehr darum gebeten habe. Während sie noch im vollen Erzählen war, klopfte es plötzlich an die Thür, und ihre zwei Schwestern riefen, daß ihnen aufgemacht würde. Aschenbrödel lief hin, und ließ sie in's Haus.

„Ach, wie lange seid ihr geblieben," sagte sie gähnend

und indem sie sich die Augen rieb, als ob sie eben erst aus dem Schlafe aufgewacht wäre.

„Das ist nicht zum Verwundern," antwortete eine der Schwestern. „Wenn du auf dem Balle gewesen wärest, würde dir die Zeit so wenig lang geworden sein, als uns. Eine wunderschöne Prinzessin war dort, so schön, wie sie nirgends auf Erden mehr gefunden werden kann. Sie war erstaunlich liebreich gegen uns und hat uns mit Zuckerbrod und Orangen beschenkt." —

Als Aschenbrödel das hörte, hätte sie beinahe laut gelacht, doch bezwang sie sich noch zur rechten Zeit und fragte nur, wie die schöne Prinzessin hieße? —

„Das weiß Niemand," antworteten die Stiefschwestern, „denn kein Mensch auf dem ganzen Balle kannte sie. Wenn der Prinz es erfahren könnte, er gäbe mit Freuden sein halbes Königreich für die Nachricht."

„Also war sie wirklich so wunderschön?" — sagte Aschenbrödel lächelnd. „Ach wenn ich sie doch nur einmal sehen könnte. Bitte, bitte, liebe Schwester Anne, leihe mir nur ein einzig Mal dein Alltagskleid, damit ich morgen auf den Ball gehen und die schöne Prinzessin wenigstens von Weitem bewundern kann."

Die Stiefschwester lachte bei dieser Bitte Aschenbrö-

„Acht auf. „Du dummes Ding," sagte sie, „wie meinte wohl so thöricht sein, solchem Aschenbrödel, wie haben. Kleider zu borgen. Bleibe du in deinem Schönheit übe lege dich in deinen Aschenwinkel, anstatt daß er ganz b gehen!" —

Damen aber be Porten gingen die beiden Schwestern

hoffährtig fort, und meinten Aſchenbrödel recht bitterlich gekränkt zu haben. Aſchenbrödel aber lachte nur, ſchlief auf ihrem harten Lager recht bald ein, und träumte die ganze Nacht die ſüßeſten und wonnereichſten Träume.

Am nächſten Tage fuhren die beiden Stiefſchweſtern wieder auf den Ball, und Aſchenbrödel folgte ihnen, aber noch viel koſtbarer und glänzender gekleidet, als das erſte Mal. Der Sohn des Königs eilte auf ſie zu, ſobald ſie in den Saal trat, und wich den ganzen Abend nicht wieder von ihrer Seite. Aſchenbrödel's Herz war voll Freude, und die Zeit verſtrich ihr ſo ſchnell und angenehm, daß ſie nicht auf die Stunden achtete und ganz und gar der Warnung ihrer Pathe vergaß. Plötzlich aber erſchallte der erſte Schlag der Mitternachtsſtunde vom Schloßthurme nieder, und plötzlich fiel ihr Alles wieder bei. Schnell wie ein Reh entwich ſie aus dem Saale. Der Prinz folgte ihr nach, konnte ſie aber nicht einholen. Doch verlor ſie in der Eile einen ihrer gläſernen Pantoffeln, welchen der Prinz mit der größten Sorgfalt aufhob.

Aſchenbrödel kam athemlos vom ſchnellen Laufe zu Hauſe an. Ihr Wagen, ihre Lakaien, ihre Pferde, — Alles war weg, und von der ganzen vormaligen Herrlichkeit hatte ſie nichts übrig behalten, als nur den gläſernen Pantoffel, deſſen Kamerad ſich in des Prinzen Händen befand. Dieſer fragte indeſſen die Wachen an den Thoren des Schloſſes, ob ſie nicht eine ſchöne Prinzeſſin geſehen hätten. Aber die Wachen ſagten, es wäre Niemand aus dem Schloſſe gekommen, als nur ein junges

Mädchen in schlechten Kleidern, welches schnell und hurtig über die Straße geschlüpft sei. Und das, meinten die Soldaten lachend, könne die schöne Dame unmöglich gewesen sein.

Als nun auch die Stiefschwestern vom Balle kamen, fragte Aschenbrödel, ob sie sich wieder recht erlustigt hätten, und ob auch die fremde Prinzessin abermals da gewesen sei? —

„Ja," sagten die Schwestern, „sie ist da gewesen bis Mitternacht. Dann aber entfloh sie so schnell, daß sie eins ihrer niedlichen Glaspantöffelchen verlor. Der Prinz hat es gefunden, und hat nun während des ganzen übrigen Balles Nichts gethan, als es angeschaut, so daß man wohl bemerken konnte, wie lieb er die fremde Dame gewonnen hat."

Aschenbrödel freute sich hierüber, daß ihr das Herz im Leibe hüpfte, und schlief noch viel tausendmal besser, als die vorige Nacht. Wenige Tage nachher aber schickte der Prinz einen Trompeter durch die ganze Stadt, und ließ von einem Herolde öffentlich ausrufen, daß er die Dame zu seiner Gemahlin erheben wolle, welcher das gefundene gläserne Pantöffelchen passen würde. Und da sich hierauf Niemand meldete, schickte er den Pantoffel von Haus zu Haus, erst zu den Prinzessinnen, dann zu den Herzoginnen und Edelfräulein, nnd Alle mußten den Pontoffel anprobiren, aber keiner Einzigen paßte er. Endlich brachte man ihn auch zu den beiden Stiefschwestern, welche sich alle mögliche Mühe gaben, ihre Füße hinein zu pressen, aber sie quälten sich ohne allen Erfolg.

Aſchenbrödel lachte, als ſie das ſah, und da ſie ihren Pantoffel auf den erſten Blick wieder erkannte, ſagte ſie fröhlich:

„Ei, wenn ich doch auch einmal mein Heil verſuchen dürfte!“ —

Die Stiefſchweſtern lachten und ſpotteten über dieſen Wunſch, und wollten Aſchenbrödel die Probe nicht machen laſſen; der Geſandte des Prinzen aber blickte Aſchenbrödel aufmerkſam an, und da er ſah, daß ſie ſehr ſchön war, ſo reichte er ihr den Pantoffel hin, und ſagte, ſie möge thun, was ſie wolle.

Da ſetzte ſich Aſchenbrödel hin, ſtellte ihre Füßchen auf den gläſernen Pantoffel, drückte ein wenig, und ſchau', das Pantöffelchen ſaß ihr augenblicks wie angegoſſen. Da erſtaunten die beiden Stiefſchweſtern, und als Aſchenbrödel nun vollends auch den andern Pantoffel aus ihrer Taſche zog und ihr Füßchen damit bekleidete, da wußten ſie gar nicht, was ſie ſagen ſollten, und wurden vor Neid blaß und gelb im Geſichte. Die Geſandten des Prinzen aber verneigten ſich tief vor Aſchenbrödel, und als nun deren Pathe, die Fee, erſchien, ſie mit ihrem Stäbchen berührte und ihre häßlichen Lumpen in die ſchönſten Gewänder verwandelte, da machten ſie große Augen, und meinten, das lieblichſte Fräulein auf Erden vor ſich zu ſehen.

Da nun die Stiefſchweſtern merkten, daß Aſchenbrödel wirklich die fremde Dame vom Balle ſei, warfen ſie ſich ihr zu Füßen und flehten ſie an, ihnen zu vergeben was ſie ihr bisher Böſes zugefügt. Aſchenbrödel w

viel zu gut, um lange zu zürnen. Sie hob ihre Stiefschwestern von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, verzieh ihnen von ganzem Herzen und versprach ihnen, sie immer lieb und werth zu halten. Dann wurde sie mit großem Gepränge zu dem Prinzen geführt, und diesem gefiel sie so wohl, daß er noch am nämlichen Tage Hochzeit mit ihr machte.

Da war denn Aschenbrödel eine ordentliche Prinzessin geworden und fühlte sich so glücklich, daß es sich gar nicht aussprechen läßt. Ihren beiden Stiefschwestern aber vergalt sie das Böse mit Gutem, nahm sie zu sich in den Palast, und verheirathete sie kurze Zeit hernach mit zwei vornehmen Herren vom Hofe. — Und damit ist die Geschichte aus. —

Rothkäppchen.

Es war einmal ein kleines Mädchen auf dem Dorfe, das war so allerliebst und niedlich, wie noch kein Mensch eines gesehen hatte. Ihre Mutter liebte es über alle Maßen und ihre Großmutter liebte es beinahe noch mehr. Sie hatte ihrer kleinen Enkelin einst ein schönes rothes Mützchen von Sammet machen lassen, und da die Kleine in dem Mützchen so wunderhübsch aussah, so nannten alle Leute, und selbst auch ihre Mutter, sie nicht anders als Roth-[illegible]chen.

Eines Tages rief die Mutter Rothkäppchen zu sich und sagte zu ihr:

„Rothkäppchen, ich habe gehört, die Großmutter wäre krank, darum nimm den Topf mit Milch und den Kuchen da, und trag' alles beides der Großmutter hin. Nimm dich aber in Acht, daß du nicht fällst, und geh' auch nicht vom Wege ab, damit du keinen Schaden nimmst. Hörst du?" —

Rothkäppchen versprach Alles gut auszurichten und machte sich zur Großmutter auf den Weg. Die Großmutter wohnte aber in einem andern Dorfe, und als Rothkäppchen auf der Straße dahin durch ein Gehölz kam, begegnete ihr der Wolf. Der böse Gesell hätte sie gern aufgefressen, aber er wagte es nicht, weil mehrere Holzhauer in der Nähe waren.

„Wohin gehst du denn, mein Kind?" — fragte er Rothkäppchen.

Rothkäppchen kannte den Wolf noch nicht, und wußte nicht, was er für ein grimmig gefährliches Thier ist; darum antwortete sie ganz freundlich:

„Ich will zu meiner Großmutter gehen, und ihr ein Töpfchen Milch und Kuchen bringen. Meine Mutter schickt mich hin." —

„Wo wohnt denn deine Großmutter?" — fragte der Wolf. „Wohnt sie weit von hier?" —

„Ei ja freilich," erwiderte Rothkäppchen, „sie wohnt drüben jenseits der Mühle im ersten Häuschen rechts, wenn man zum Dorfe hinein kommt." —

„Nun gut, dann will ich auch hingehen," sagte d

Wolf. „Geh' du dieſen Weg, Rothkäppchen, und ich will den andern einſchlagen, und dann wollen wir doch ſehen, wer zuerſt hinkommt.“ —

Rothkäppchen war es zufrieden, und der Wolf fing an zu laufen, und lief, ſo ſchnell ihn ſeine Beine tragen wollten. Rothkäppchen ſchlenderte indeß langſam im Walde hin, pflückte ſich rothe und blaue Beeren ab, lief auch wohl einem bunten Schmetterlinge nach, wenn gerade einer über ihren Weg flog, und band ſich einen Blumenſtrauß von den vielen ſchönen Blumen, die links und rechts auf den Wieſen blühten.

Es dauerte nicht lange, ſo kam der Wolf bei dem Hauſe der Großmutter an, und klopfte laut an die Thür. „Poch! Poch!“ — ging es.

„Wer klopft da?“ — fragte die Großmutter.

„Ich bin es, Rothkäppchen, dein Töchterlein!“ — antwortete der Wolf mit verſtellter Stimme. „Laß mich herein, Großmutter! — Ich bringe dir ſüße Milch und friſchen Kuchen.“ —

Die Großmutter lag im Bette und konnte nicht aufſtehen, weil ſie nicht recht munter war, und darum antwortete ſie: „Drücke nur an die Klinke, dann wird die Thür aufgehen!“ —

Der Wolf drückte auf die Klinke und die Thür öffnete ſich. Kaum aber war der Wolf in der Stube, ſo ſtürzte er auf die Großmutter los, und verſchluckte ſie in einem Biſſen mit Haut und Haar. Denn er war gewaltig hungrig, weil er ſeit drei Tagen Nichts gegeſſen hatte.

Hierauf machte er die Thür wieder zu, so wie sie gewesen war, legte sich in der Großmutter Bett, deckte sich säuberlich zu und beschloß, still und heimlich verborgen zu bleiben, bis Rothkäppchen kommen würde. Einige Zeit nachher klopfte es an die Thür.

„Wer ist da?“ — fragte der Wolf.

Rothkäppchen hörte die grobe Stimme des Wolfes und erschrak gewaltig. Doch dachte sie endlich, die Großmutter möchte wohl heiser sein, und antwortete:

„Rothkäppchen ist es, dein Töchterchen! — Laß mich herein, Großmutter; ich bringe dir süße Milch und frischen Kuchen.“ —

„Drücke nur auf die Klinke, mein Töchterchen,“ antwortete der Wolf, und machte seine Stimme so sanft und fein, wie möglich. „Drücke nur recht fest, dann wird die Thür schon aufgehen.“ —

Rothkäppchen folgte der Weisung, die Thür sprang auf, und sie trat in das Haus. Der Wolf aber schlüpfte hurtig unter die Decke, damit Rothkäppchen ihn nicht vor der Zeit sehen möchte.

„Setze Milch und Kuchen auf den Tisch,“ sagte er, „und dann ziehe deine Kleider aus und lege dich zu mir in's Bett.“ —

Rothkäppchen zog ihre Kleider aus und legte sich mit in's Bett. Aber sie erstaunte gewaltig, als sie die Gestalt des Wolfes erblickte, denn so hatte sie in ihrem Leben die Großmutter noch nicht gesehen.

„Großmutter,“ fragte sie, „was hast du für lange Arme?“ —

„Daß ich dich beſſer umarmen kann, mein Töchterchen!“ —

„Großmutter, was haſt du für große Beine?“ —

„Damit ich recht ſchnell laufen kann, mein Kind!“ —

„Großmutter, was haſt du für große Ohren?“ —

„Damit ich dich beſſer hören kann, mein Kind!“ —

„Großmutter, was haſt du für große Augen?“ —

„Damit ich dich beſſer ſehen kann, mein Töchterchen!“

„Aber Großmutter, was haſt du für große Zähne?“

„Daß ich dich beſſer auffreſſen kann, mein Kind!“ —

Und bei dieſen Worten fiel der böſe Wolf über Rothkäppchen her und verſchlang ſie auf ein Mal.

Und als der Wolf Rothkäppchen gefreſſen hatte, legte er ſich wieder hin und fing an zu ſchnarchen. Das hörte ein Jäger, der eben vorbeiging, ſchaute durch das Fenſter in die Stube hinein, und ſah den Wolf im Bette liegen. Die Großmutter aber ſah er nicht, dachte gleich, der Wolf möchte ſie wohl gefreſſen haben. Da legte er ſeine Büchſe an, ſchoß durch das Fenſter in die Stube hinein, und traf den Wolf ſo gut in den Kopf, daß er augenblicklich todt liegen blieb. Dann ſchleppte er ihn hinaus in den Garten und wollte ihm das Fell abziehen, um es zu verkaufen. Aber ſiehe da, als er ihm den Bauch aufſchnitt, kamen die Großmutter und Rothkäppchen lebendig herausſpaziert, und bedankten ſich bei dem Jäger, daß er ihnen das Leben gerettet hatte.

Darauf fragte die Großmutter Rothkäppchen, warum ſie ſo lange geblieben ſei, und Rothkäppchen erzählte, was ihr mit dem Wolfe begegnet war, und alles Andere auch.

Da drohete ihr die Großmutter mit dem Finger und ſagte:

„Wenn du hübſch auf dem Wege geblieben wäreſt und der Mutter gehorcht hätteſt, ſo hätteſt du uns allen beiden viel Angſt erſpart. Aber weine nur nicht! — Dießmal ſoll dir Alles vergeben ſein, weil wir mit dem bloßen Schrecken davon gekommen ſind!“ —

Darauf aß die Großmutter den Kuchen und trank die ſüße Milch dazu, und Rothkäppchen half ihr dabei. Darauf ging ſie wieder nach Hauſe, und nahm ſich vor, in ihrem ganzen Leben nicht wieder ungehorſam zu ſein und vom rechten Wege abzuweichen. — Mach' du es auch ſo, mein liebes Kind! —

Richard mit der Dolle.

Es war einmal eine Königin, die hatte ein ſo ungeſtaltetes kleines Prinzlein, daß manche Leute kaum glauben wollten, daß es wirklich ein Kind ſei. Die Königin war ganz unglücklich darüber, und würde untröſtlich geweſen ſein, wenn nicht ihre Freundin, eine gütige Fee, ſie über ihr Schickſal beruhigt hätte.

„Weine nicht,“ ſagte ſie zu der Königin. „Obgleich der kleine Prinz ſehr häßlich ausſieht, wird er ſich dennoch einſtens viele Freunde erwerben durch ſeine große Klugheit. Und überdieß will ich ihm ſchenken, daß es

seiner Macht stehen soll, dem Wesen, welches er von allen am Liebsten hat, so viel Weisheit zu verleihen, als in seinem Belieben steht.“ —

Diese Worte beruhigten die Königin und versöhnten sie mit dem Unglück, ein so häßliches kleines Söhnchen zu haben.

Der Knabe wurde getauft und Richard geheißen. Die Leute aber im Schlosse nannten ihn Richard mit der Dolle, weil er, wie ein Vogel, ein Häubchen von Haaren mit zur Welt gebracht hatte.

Viele Leute spotteten über des Kleinen Häßlichkeit. Als er aber erst größer wurde und sprechen lernte, da spotteten sie nicht mehr, sondern wurden großer Verwunderung voll; denn der Knabe plauderte so allerliebst, hatte so viele vortreffliche Einfälle und sprach mit so viel Zierlichkeit und Anmuth, daß alle Welt entzückt davon war.

Etwa sieben oder acht Jahre nach Richard's Geburtstage bekam die Königin eines benachbarten Reiches zwei kleine Töchter. Die Aelteste von ihnen war wunderschön, so schön, daß die Königin vor Freude darüber beinahe närrisch geworden wäre. Die Fee aber, welche schon den kleinen Richard zur Taufe gehoben hatte, dämpfte ihr allzu großes Entzücken und verwandelte es mit wenigen Worten in tiefe Traurigkeit.

„Freue dich nicht zu sehr, Frau Königin,“ sagte sie ernsthaft. „Wohl ist deine Tochter schön und liebreizend zu schauen, aber was hilft aller Glanz der Anmuth, wenn nicht der Glanz der Weisheit damit verbunden ist? — Und ach, ich muß dir nur gestehen, daß deine Tochter so

dumm und unwiſſend bleiben wird, als ſie reizend und ſchön iſt."

Dieſe Worte bekümmerten die Königin ſehr, und ſie weinte darüber. Noch mehr aber weinte ſie, als ſie ſah, daß ihr anderes Töchterlein häßlich war, wie die Nacht.

„Laß dich das nicht kümmern," nahm die Fee wieder das Wort. „Der Mangel an Schönheit wird durch ſo viel Geiſtesanmuth und Scharfſinn erſetzt werden, daß man darüber alles Uebrige vergeſſen wird."

„Nun, es mag geſchehen, was Gott will," ſeufzte die Königin. „Aber lieb wäre es mir doch, wenn meinem ſchönen, älteſten Töchterchen ein wenig Klugheit und Witz eingehaucht werden könnte." —

„Das zu vollbringen, ſteht nicht in meiner Macht," erwiderte die Fee. „Damit du aber ſiehſt, daß ich es wohl mit dir meine, will ich ihr ſchenken, das es in ihrer Macht ſtehen ſoll, dem Weſen, welches ſie von allen am Liebſten hat, ſo viele Schönheit zu verleihen, als ihr irgend beliebt."

Damit gab ſich die Königin zufrieden.

Als nun die kleinen Prinzeſſinnen heranwuchſen, da wuchſen mit ihrem Körper auch ihre übrigen Eigenſchaften, und bald ſprach man im ganzen Lande von weiter Nichts, als nur von der Schönheit der Aelteſten und von dem Scharfſinn und dem Witze der Jüngſten. Die Aelteſte wurde mit jedem Tage ſchöner, aber mit jedem Tage auch blödſinniger, und ſie war ſo dumm, daß ſie nicht einmal auf die einfachſte Frage eine Antwort geben konnte. Wenn ſie ja einmal ein paar Worte über ihre Lipper

brachte, so sagte sie gewiß immer eine recht lächerliche Albernheit. Dabei war sie so ungeschickt, daß sie niemals speiste, ohne nicht dabei ein paar Teller und Schüsseln zu zertrümmern, und daß sie nie trank, ohne nicht ihr Glas oder ihre Tasse zu Boden fallen zu lassen und mit deren Inhalte ihre Kleider zu beschmutzen.

Die Jüngere dagegen, obgleich sie von aller äußerlichen Anmuth entblößt war, wurde mit jedem Tage liebenswürdiger und klüger. Bei allen Gelegenheiten überstrahlte sie sogar ihre schöne Schwester. Anfänglich freilich drängte man sich wohl um diese, und sonnte sich im Glanze ihrer Schönheit. Bald aber, wenn man dieselbe bewundert hatte, so drängte sich Alles um die jüngere Schwester her. Jedermann lauschte mit Vergnügen ihren klugen Reden und ihrem anmuthigen Geplauder, und Niemand mochte sich so bald wieder aus ihrer Nähe entfernen.

Die älteste Prinzessin bemerkte dieß trotz ihres Blödsinns recht wohl, und mit Vergnügen würde sie alle ihre Schönheit hingegeben haben, wenn sie dafür nur die Hälfte von dem Scharfsinn ihrer Schwester hätte eintauschen können. Sie fühlte sich sehr unglücklich über ihre Dummheit, und doppelten Schmerz empfand sie, wenn die Königin, ihre Mutter, ihr noch obendrein Vorwürfe über ihr albernes Betragen machte.

Eines Tages war sie tief betrübt aus dem Schlosse fort gegangen, und hatte sich in ein nahes Hölzchen begeben, um dort ungestört ihren traurigen Gedanken nachzuhängen. Und als sie traurig unter den Bäumen hin-

ging, da ſah ſie aus der Ferne einen kleinen Mann auf ſich zukommen. Er ſah recht häßlich aus, hatte aber prächtige Kleider an, ſo daß Alles an ihm funkelte und blitzte. Es war Richard mit der Dolle, welcher ſo viel von der Schönheit der jungen Prinzeſſin hatte reden hören, daß er das Königreich ſeines Vaters verlaſſen hatte, um ſie ſehen und mit ihr ſprechen zu können. Als er ſie nun allein im ſtillen Haine luſtwandelnd ſah, näherte er ſich ihr, und ſah auf den erſten Blick, daß ſie traurig und mißmuthig ſei.

„Mein edles und ſchönes Fräulein," ſagte er, indem er ſich ehrerbietig vor ihr neigte, „wie mögt Ihr ſo ſehr trübſinnig ſein, da Euch der Himmel mit aller erdenklichen Schönheit geſchmückt hat. Nie in meinem Leben habe ich ſo viele Anmuth geſehen, als bei Euch." —

„Ach Ihr ſcherzt, mein Prinz," erwiderte die Prinzeſſin, und ſchwieg wieder, ohne weiter ein Wort herausbringen zu können.

„O nein, ich bin weit entfernt, zu ſcherzen," ſagte Richard lebhaft. „Schönheit iſt gewiß eine köſtliche Himmelsgabe, und wer ſich ihrer erfreuen kann, braucht ſich um nichts Anderes mehr zu kümmern oder zu grämen."

„Ach," antwortete die Prinzeſſin ſeufzend, „ich möchte lieber häßlich und klug ſein, wie Ihr, als Schönheit beſitzen und dabei der Weisheit entbehren. — Ich armes Ding bin gar zu thöricht und unwiſſend!" —

„Ich für mein Theil," ſagte der Prinz hierauf, „habe immer ſagen hören, daß er am meiſten Verſtand habe, der ſich den wenigſten zutraut."

„Ach, das weiß ich nicht," entgegnete die Prinzessin. „Ich weiß nur, daß ich recht herzlich dumm bin, und mich von ganzer Seele darüber betrübe."

„Ei, mein schönes Fräulein," sprach Richard, „wenn Euch weiter nichts Kummer macht, dann kann ich Eurem Schmerze ein baldiges Ende machen."

„Wie wolltet Ihr das vollbringen?" — fragte die Prinzessin.

„Durch die Macht, welche mir von einer gütigen Fee verliehen ist," antwortete der Prinz. „Wen ich am meisten lieb habe, dem kann ich eine Fülle von Weisheit verleihen, und wenn Ihr mich zu Eurem Gemahle annehmen wollt, so sollt Ihr alsbald mit Witz und Scharfsinn versehen sein." —

Als die Prinzessin dieß hörte, war sie sehr bestürzt und vermochte kein Wort zu erwidern.

„Ich sehe wohl," fuhr Richard fort, „daß Euch mein Vorschlag wenig behagt, und ich wundere mich darüber nicht. Uebrigens will ich Euch ein ganzes Jahr Zeit zum Ueberlegen geben." —

Da die Prinzessin nur wenig Verstand besaß und doch so gerne recht viel haben mochte, so meinte sie, das Ende dieses Jahres würde niemals kommen, und versprach dem Prinzen, sich mit ihm zu vermählen, sobald das Jahr verflossen sein würde. Und kaum hatte sie dies Versprechen gegeben, so fuhr plötzlich ein ganz neuer Geist in sie. In ihrem Köpfchen wurde es licht und hell, und mit einer Leichtigkeit, von der sie vormals keine Ahnung gehabt hatte, vermochte sie die anmuthigsten Dinge

von der Welt zu sagen. Sie plauderte mit Richard so fein, und geistreich, sie scherzte so lieblich und reizend, daß Richard ganz erstaunt glaubte, er habe ihr mehr Verstand gegeben, als er selber besaß. Als sie dann endlich in den Palast zurückkehrte, wußte der ganze Hofstaat gar nicht, was er von einer so schnellen und plötzlichen Veränderung glauben sollte; denn hatten die Hofleute vormals nichts als Thorheiten und dummes Zeug von der Prinzessin vernommen, so hörten sie jetzt zu ihrem Erstaunen nichts als Worte voll Witz und Weisheit aus ihrem Munde.

Alle freuten sich über diesen glücklichen Wechsel, und nur die jüngere Prinzessin war betrübt darüber; denn da sie ihre schöne Schwester nun nicht mehr an Scharfsinn übertraf, so sah sie neben ihrer Schwester nicht anders aus, als wie ein kleiner häßlicher Kobold, und Jedermann vernachlässigte sie.

Oft fragte fortan der König seine schöne und kluge Tochter bei wichtigen Angelegenheiten um ihre Meinung, und nicht selten versammelte er sogar seine Minister und Räthe in ihrem Zimmer, um die Angelegenheiten seines Reiches zu besprechen und zu ordnen. Diese Minister lauschten ihren Worten und folgten ihren Winken, denn sie sahen wohl ein, daß die Prinzessin viel klüger sei, als sie alle mit einander.

Das Gerücht von der glücklichen Veränderung verbreitete sich schnell weit umher, und aus allen benachbarten Königreichen kamen junge Prinzen, und bewarben sich um die Hand der schönen und reizenden Prinzessin. Aber diese verschmähte sie alle; denn keiner von ihnen schien

ihr klug genug, um würdig zu ſein, ihre Hand zu empfangen.

Endlich aber nahte ſich doch ein Prinz, der ſo reich, ſo ſchön, ſo klug und ſo geiſtreich war, daß die Prinzeſſin nicht umhin konnte, Wohlgefallen an ihm zu finden. Und als ihr Vater das bemerkte, da redete er ihr zu, den Prinzen ohne Zögern zu ihrem Gemahle zu erwählen, denn er ſei überaus reich und mächtig. Aber die Prinzeſſin konnte trotz aller Klugheit nicht ſogleich einen Entſchluß faſſen, und um Zeit zu gewinnen, ſagte ſie, daß ſie die Sache reiflich bedenken und überlegen müſſe. Das war der König zufrieden, und die Prinzeſſin ging hinaus in das Gehölz, und gelangte zufällig gerade an die Stelle, wo ſie den Prinzen Richard zum erſten Mal geſehen hatte. Und als ſie in tiefen Gedanken ſpazieren ging, hörte ſie ein dumpfes Geräuſch unter ihren Füßen, und es kam' ihr vor, als ob im Schooße der Erde viele, viele Menſchen hin und her liefen und in großer Geſchäftigkeit ihr Weſen trieben. Und da ſie neugierig ihr Ohr zur Erde niederbeugte, vernahm ſie verworrene Stimmen unter einander, und hörte, wie einer die Worte ſagte:

„Trage dieſen Topf mit Fleiſch auf das Feuer!“ —

Eine andere Stimme rief: „Gib mir den Keſſel da!“

Noch eine andere aber befahl endlich: „Richtet die Speiſen an!“ —

Und gleich darauf öffnete ſich die Erde, und die Prinzeſſin ſah tief unter ihren Füßen eine große Küche und [illegible]innen wimmelte es von Köchen und Küchjungen und [illegible]i anderen Leuten, die Holz zum Feuer ſchleppten,

Gänſe brieten und ein gar herrliches Gaſtmahl zubereiteten. Und jetzt ſtieg ein Zug von zwanzig oder dreißig Köchen, mit vielen Schüſſeln beladen, aus der Tiefe herauf. Die Männer begaben ſich zu einer langen Tafel, die in einer breiten Lindenallee gedeckt worden war, und fingen hier an zu wirthſchaften mit ihren Spicknadeln daß ihre Zipfelmützen auf den Ohren wackelten, und ſpielten die Geige dazu und ſangen allerlei anmuthige Lieder. Die Prinzeſſin wußte gar nicht, was ſie von alle dem denken ſollte, und als ſie die Leute fragte, für wen ſie ſo fleißig beſchäftigt wären, da antwortete der Vornehmſte von ihnen: „Für unſern Herrn, den Prinzen Richard mit der Dolle, der morgen ſeine Hochzeit feiern wird.“

Die Prinzeſſin erſtaunte noch mehr; aber plötzlich fiel ihr ein, wie es ja morgen ein Jahr ſei, daß ſie dem Prinzen Richard ihre Hand verſprochen habe, und ſie meinte vor Schrecken darüber in Ohnmacht zu fallen. Früher hatte ſie niemals an ihr Verſprechen gedacht, denn mit der Klugheit, welche Prinz Richard ihr verliehen, waren zugleich alle ihre früheren Thorheiten aus ihrem Gedächtniſſe verſchwunden geweſen.

Sie entfernte ſich von dem Platze, war aber kaum dreißig Schritte weit gegangen, als Prinz Richard zu ihr trat und ſie ehrerbietig und freundlich grüßte.

„Wie Ihr ſeht, Prinzeſſin,“ ſagte er, „bin ich bereit, mein Wort zu löſen, nnd gewiß ſeid auch Ihr nur darum hierher gekommen, um Euer Verſprechen zu halten und mich dadurch zum glücklichſten Menſchen zu mache

„Nein, nein," erwiderte die Prinzessin ganz bestürzt, „ich muß euch offen gestehen, daß ich noch keinen Entschluß in dieser wichtigen Sache gefaßt habe. Gewiß, gewiß, ich fürchte, daß ich nun und nimmer Eure Wünsche werde erfüllen können. Ach, ich weiß wohl, daß ich Euch meine Hand versprochen habe, und daß ich eigentlich mein Wort lösen müßte; aber ich hoffe, Ihr werdet so edel sein, mir die Erfüllung zu erlassen. Wie gerne wollte ich Eure Gattin werden, wenn Ihr nur nicht so entsetzlich häßlich aussähet, mein guter Prinz!" —

Richard mit der Dolle blickte lächelnd die Prinzessin an.

„Also nur meine Häßlichkeit hindert Euch, mich zu lieben? — fragte er. „Mißfällt Euch sonst nichts an mir? Nicht meine Geburt, nicht mein Verstand, nicht meine Sinnesart oder mein Benehmen?" —

„Nein, nein, Alles gefällt mir wohl bis auf Euer Gesicht und Eure Gestalt," sagte die Prinzessin.

„Nun wohlan," erwiderte Richard, „so werde ich doch noch glücklich sein, denn Ihr könnt mich zum schönsten Prinzen auf der Welt machen."

„Aber wie könnte das geschehen?" — fragte die Prinzessin, indem sie ungläubig den Prinzen anblickte.

„Ihr braucht es nur zu wünschen," sagte der Prinz. „Wie ich euch Klugheit und Scharfsinn verlieh, so könnt Ihr mich mit allem Glanze der Schönheit schmücken, wenn Ihr mich lieben wollt. Die gütige Fee, welche mir jene Macht schenkte, legte sie auch in Eure Hand."

„Nun wohlan, so wünsche ich, daß Ihr der schönste

Prinz auf der Welt werden möchtet!“ — ſagte die Prinzeſſin erfreut.

Und kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, ſo dehnte ſich Richard's Geſtalt, ſein Höcker verſchwand, und er ward ſchlank und groß. Die häßlichen Züge verwiſchten ſich aus ſeinem Geſicht, und ſein Antlitz wurde in einem Augenblicke mit allem Glanze der Schönheit geſchmückt. Langgelocktes Haar rollte auf ſeine Schultern nieder, ſeine Augen glänzten wie ein Paar Sterne, ſein kleiner Mund glich einer Roſenknoſpe und ein zierliches Bärtchen kräuſelte ſich auf ſeinen Lippen. Die Prinzeſſin geſtand ſich ſelbſt, daß ſie noch nie einen ſo ſchönen Prinzen geſehen habe, reichte ihm mit Vergnügen ihre Hand, und führte ihn zu ihrem Vater, der ihn mit Freuden zu ſeinem Schwiegerſohn annahm.

Gleich am nämlichen Tage noch wurde Hochzeit gemacht, und es ging dabei hoch her. Viele Wochen hindurch dauerten die Feierlichkeiten, bis ſich Richard endlich mit ſeiner ſchönen Gemahlin in eine goldene Kutſche ſetzte und ſie heimführte in ſein eigenes großes Reich.

Dort lebten ſie noch viele, viele Jahre in Glück und Frieden mit einander, nnd ich glaube gewiß, wenn ſie noch nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch.

Vom geſtiefelten Kater.

Es war einmal ein Müller, der ſtarb, und hinterließ ſeinen drei Söhnen weiter nichts, als ſeine Windmühle, ſeinen Eſel und ſeinen Kater. Und als er begraben war, theilten ſich die drei Brüder in ſeine Habe. Der Aelteſte behielt die Mühle, der Zweite bekam den Eſel, und der Dritte mußte ſich mit dem Kater begnügen, und wurde noch obendrein aus dem Hauſe gejagt.

Ganz betrübt ging Hänschen in den Wald hinaus, und konnte ſich über ſein trauriges Schickſal ſo wenig tröſten, daß er bitterlich zu weinen anfing.

„Ja,“ klagte er, „meine Brüder, die können ſich wohl ordentlich durch die Welt ſchlagen, aber ich, ich armer Junge, was hab' ich denn, wenn ich meinen Kater todt gemacht und verzehrt habe. Ich kann mir höchſtens einen Muff aus ſeinem Felle machen, und dann mag ich mich nur hinlegen und Hungers ſterben!“ —

Der Kater, der in der Nähe umherſpazierte, vernahm dieſe Worte, ſetzte ſich vor Hänschen auf die Hinterbeine und ſagte mit ernſthaftem Geſichte:

„Höre, mein liebes Hänschen, betrübe dich nicht ſo ſehr. Gib mir nur einen Sack und ein Paar Stiefel, damit ich mir die Füße nicht an den Dornenſträuchern zerſteche, und dann warte ab, was geſchieht. Gib Acht, am Ende haſt du doch nicht das ſchlechteſte Theil bekommen.“ —

Als Hänschen den Kater alſo ſprechen hörte, da faßte

er wieder frischen Muth, und trocknete sich seine Thränen ab. Er wußte, der Kater war ein erstaunlich pfiffiger Gesell, und verstand sich auf's Ratten- und Mäusefangen viel besser, als andere Kater. Also reichte er ihm den gewünschten Sack, ließ ihm ein Paar allerliebste zierliche Stiefel machen, und gab sich nun der Hoffnung hin, in seinem Unglücke doch noch nicht ganz verlassen und hülflos zu sein.

Der Kater zog seine Stiefelchen an, hing sein Säcklein um den Hals, nahm eine lange Schnur zwischen seine Vorderpfoten, und lief dann auf eine Waldwiese, wo es eine ganze Menge Hasen gab. Hier that er Kleie und allerlei süße Kräuter in seinen Sack, warf ihn auf die Wiese, und erwartete nun im Verborgenen ganz mäuschenstill, daß ein junges Häslein, welches mit den Listen und Ränken in der Welt noch nicht bekannt wäre, in den Sack schlüpfen würde, um von der darin enthaltenen Lockspeise zu naschen. Er brauchte gar nicht lange zu harren. Ein munteres Häschen spazierte ganz arglos in die Falle, und unser Meister Kater machte nur wenig Umstände mit ihm. Er zog die Schnur an, fing den Hasen, und machte ihn ohne Erbarmen todt. Sehr vergnügt über seine Beute lief er zum Könige ins Schloß, verlangte ihn zu sprechen, und wurde in das prächtige Zimmer Seiner Majestät geführt.

„Allergnädigster und großmächtigster König," sagte er zu ihm, indem er sich sehr zierlich vor ihm verneigte. „mein Herr, der Graf von Carabas, hat mir befohlen,

Euer Majestät dieses Waldhäschen in tiefster Ehrfurcht zum Geschenke zu überreichen.“ —

Der König nahm den Hasen in Empfang und antwortete: „Sage deinem Herrn, ich ließe mich bestens bedanken, und er hätte mir mit seinem Geschenke eine große Freude gemacht.“ —

Der Kater sprang davon und lief einige Tage nachher auf ein Waizenfeld, wo er abermals sein Säcklein auswarf, um wo möglich ein Paar Rebhühner zu fangen. Er legte sich hinter einen Strauch, paßte ordentlich auf, und sobald zwei Hühner in den Sack gegangen waren, zog er seine Schnur an, fing sie, und machte sie, wie den Hasen, ohne Barmherzigkeit todt. Er brachte die Hühner gleichfalls dem Könige, welcher sie mit Vergnügen annahm, und unserm schlauen Kater sogar ein Gläschen Wein einschenken ließ.

Mehrere Monate lang setzte der Kater seine Jagden fort, und trug seine ganze Beute dem Könige hin, indem er immer sagte, daß sein Herr, der Graf von Carabas, ihn damit beauftragt hätte.

Eines Tages, als er gehört hatte, daß der König mit seiner Tochter, der allerschönsten Prinzessin auf der Welt, am Ufer eines Baches spazieren fahren würde, lief er schnell zu Hänschen hin und sagte;

„Wenn du jetzt meinem Rathe folgst, mein gutes Hänschen, dann ist dein Glück gemacht. Du brauchst nur an einer Stelle im Flusse, die ich dir zeigen werde, ein Bad zu nehmen, und hast dann weiter Nichts zu thun, als mir die Hand zu lassen.“

Hänschen, oder der Graf von Carabas, wie ihn der Kater nannte, befolgte den Rathſchlag ſeines vierbeinigen, geſtiefelten Freundes, obgleich er nicht errathen konnte, zu was er dienen könnte. Während er ſich aber badete, kam der König in ſeinem ſchönen Wagen vorüber, und ſobald der Kater ihn erblickte, fing er aus vollem Halſe an zu ſchreien:

„Hülfe! Hülfe! — Mein armer Herr, der Graf Carabas muß ertrinken! — Hülfe! Hülfe!“ —

Der König hörte das Geſchrei, ſtreckte den Kopf zum Wagenfenſter hinaus, und erkannte ſogleich den Freund Kater, welcher ihm ſo viele gute Biſſen in ſein Schloß gebracht hatte. Augenblicklich befahl er ſeinen Begleitern, dem Herrn Grafen Hülfe zu bringen, und wendete ſich dann zu dem Kater, der hurtig an den Wagen herangetrabt kam, und während man den Herrn Grafen aus dem Waſſer zog, dem König auf ſeine Fragen Beſcheid und Antwort gab.

„Ach, gnädigſter König,“ ſagte er, „meinem armen Herrn iſt es gar ſchlimm ergangen. Während er badete, kamen Räuber aus dem Walde und trugen ihm ſeine Kleider fort, ohne auf ſein Geſchrei und ſeine Bitten zu achten. Nun ſitzt er drüben im Walde, und hat nicht einmal einen Rock, um ſich nach Hauſe begeben zu können.“

„Ei nun, da können wir ja helfen,“ ſagte der König, und befahl ſogleich ſeinem Bedienten, dem Herrn Grafen einige von ſeinen eigenen Kleidern zu überreichen. Das aber war eben, was der Kater beabſichtigte, denn er ſelber

hatte Hänschens schlechtes Gewand unter einem Steine versteckt.

Als nun Hänschen ankam, da sah er in den glänzenden Kleidern des Königs so schön und stattlich aus, daß ihn Seine Majestät mit Liebkosungen überhäufte, und ihn sogleich einlud, in seinen Wagen zu steigen, und mit ihm nach Hause zu fahren. Hänschen ließ sich nicht lange nöthigen; und da ihm die Prinzessin, des Königs Töchterlein, sehr wohl gefiel, so setzte er sich an ihre Seite und fing mit ihr an zu plaudern, als ob er ein wirklicher Graf wäre. Seine Worte gefielen aber der Prinzessin, und er selber gefiel ihr auch.

Der Kater, da er sah, daß Alles ganz vortrefflich ging, ganz so, wie er es gerne haben wollte, machte sich flink davon und lief dem Wagen voraus, um seine Absichten fernerhin zu verfolgen. Unterwegs kam er an einer großen Wiese vorüber, wo viele Bauern Gras schnitten, und sagte zu diesen:

„Hört Ihr guten Leute, wenn der König kommt und frägt, wem die Wiese gehört, die Ihr da mähet, so sagt Ihr: Dem Herrn Grafen von Carabas. — Und wenn Ihr das nicht thut, so haue ich Euch zusammen in tausend Millionen kleine Stücke. — Das merkt Euch."

Und als der König ankam, da fragte er richtig die Schnitter, wem die Wiese gehöre, und die Bauern alle mit einander antworteten wie mit einer Stimme: „Unserm gnädigen Herrn, dem Herrn Grafen von Carabas!" Denn der Kater hatte ihnen große Frucht eingejagt, und sie wagten es nicht, ihm ungehorsam zu sein. Der König

aber ſagte zu dem Grafen: „Ihr habt da ein recht ſchönes Beſitzthum!“ —

„Ei ja, es iſt ſo übel nicht,“ antwortete Hänschen. „Es trägt alle Jahre reichliche Frucht!“ —

Meiſter Kater war indeſſen weiter gelaufen, und an eine große Waizenbreite gekommen, wo viele Feldarbeiter ſo fleißig mäheten, daß ihnen der Schweiß in Strömen von der Stirne rann.

„Hört, Ihr guten Leute,“ ſagte er zu dieſen, „wenn der König komnt und frägt, wem das Waizenfeld gehört, das ihr da mähet, ſo antwortet Ihr: Dem Herrn Grafen von Carabas. Und wenn Ihr das nicht thut, ſo haue ich Euch in tauſend Millionen Kochſtücke zuſammen!“

Und da nun der König einige Minuten ſpäter vorüberfuhr, wollte er richtig wiſſen, wem die Waizenbreite zu eigen ſei, und fragte danach. Die Leute aber erwiderten, wie vorhin die Schnitter: „Die Breite gehört unſerm gnädigen Herrn, dem Herrn Grafen von Carabas,“ und der König verwunderte ſich über den großen Reichthum Hänschens nicht wenig.

Mittlerweile gelangte der Kater in ein großes, prächtiges Schloß, welches einem Menſchenfreſſer und Zauberer gehörte. Dieſer war ungeheuer reich, und alle die Fluren, Felder und Wälder gehörten ihm, die der Kater für Hänschen's Eigenthum ausgegeben hatte. Der Kater klopfte an das Thor, fragte höflich, ob er den Zauberer nicht ſprechen und ihm ſeine Ehrfurcht bezeigen könne, und wurde augenblicklich von einigen prächtig gekleidet-

Dienern zu ihm geführt. Der Zauberer empfing ihn so höflich, wie ein Menschenfresser nur immer im Stande ist, und der Kater säumte daher nicht lange, seine Absichten auszuführen.

„Mein Herr Zauberer," sagte er, „man hat mir gesagt, Ihr könntet Euch nach Gefallen in jedes beliebige Thier verwandeln, in einen Löwen zum Beispiel, oder in einen Elephanten! — Ist das wahr?" —

„Allerdings," erwiderte der Zauberer hochmüthig; „und damit Ihr seht, daß man Euch nicht zu viel von meiner Macht erzählt hat, will ich sogleich als ein Löwe vor Euren Augen erscheinen!" —

Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so stand ein gewaltiger Löwe vor dem Kater, und blickte ihn mit so grimmigen Augen an, daß er vom Kopf bis zu den Füßen erzitterte und bebte. In seiner Todesangst sprang er schnell auf einen Schrank hinauf und verwünschte dabei seine Stiefeln, die ihn nicht wenig am Klettern hinderten. Der Zauberer aber lachte aus Leibeskräften über den furchtsamen Kater, nahm seine natürliche Gestalt wieder an, und lud ihn ein, ohne alle Furcht von dem Schranke wieder herabzukommen, er würde ihm Nichts zu Leide thun. Ganz beschämt kam der Kater geschlichen, und konnte sich lange nicht von seinem Schrecken erholen. Endlich aber sagte er: „Wohlan, diesmal habt Ihr mich tüchtig in Angst und Schrecken versetzt, mein Herr Zauberer, und ich muß wohl an Eure Macht glauben. Doch hörte ich, Ihr könnet auch die Gestalt des kleinsten Thieres, zum Beispiel einer Ratte oder einer Maus anneh-

men, und das scheint mir denn doch noch immer ein Ding der Unmöglichkeit zu sein!" —

„Ein Ding der Unmöglichkeit!" — schrie der Zauberer, und lachte von Neuem, daß die Wände zitterten. „Ich will Euch zeigen, was Alles mir möglich ist. — Paßt auf!"

Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so verschwand er, und an seiner Stelle erschien ein Mäuschen, das flink und hurtig über die blanken Dielen des Fußbodens lief.

„So wollte ich's haben!" — rief der Kater erfreut aus, als er dieß sah.

Schnell wie der Blitz sprang er auf die Maus zu, ergriff sie mit seinen Krallen, zerriß sie und fraß sie in einem Augenblick.

Kaum war dieß geschehen, so hörte der Kater den Wagen des Königs heranrollen, und lief hurtig in den Schloßhof hinunter, um die Zugbrücke niederzulassen und die Thore zu öffnen. Und als er dieß gethan hatte, spazierte er dem Könige entgegen, verneigte sich tief vor ihm und sagte ehrerbietig:

„Eure Majestät, seid schönstens willkommen im Schlosse meines gnädigen Herrn, des Herrn Grafen von Carabas!"

„Was!" rief der König erstaunt, und wendete sich zu Hänschen — „auch dieses herrliche Schloß ist Euer Eigenthum? — Nie habe ich prächtigere Thürme und Gebäude gesehen, und wenn es Euch genehm ist, so möchte ich mich auch im Innern ein wenig umschauen."

Hänschen, ohne Zögern bereit, des Königs Wunsch zu erfüllen, sprang aus dem Wagen, hob die Prinzessin heraus, reichte ihr seinen Arm, und folgte mit ihr dem Könige, welcher bereits vorausgegangen war. Sie traten in einen großen, glänzenden Saal, und fanden daselbst ein prächtiges Gastmahl bereitet, welches der Zauberer für seine Freunde hatte zurichten lassen. Sie setzten sich an die Tafel, und aßen und tranken in Lust und Fröhlichkeit. Der König war sehr vergnügt, und da er sah, wie großen Gefallen Hänschen und seine Tochter an einander fanden, that er den Mund auf und sagte:

„Mein lieber Herr Graf, Eure großen Güter behagen mir sehr, und Ihr scheint mir ein ganz vortrefflicher Mann zu sein. Wenn es Euch gefällt, meine Tochter zu heirathen, so habe ich Nichts dagegen, und wie ich glaube, die Prinzessin auch nicht!“

Hänschen konnte sich kein schöneres Glück wünschen. Voll Freuden sprang er auf, warf sich dem Könige zu Füßen, dankte ihm aus Herzensgrunde für seine große Gnade und heirathete die gute und wunderschöne Prinzessin noch den nämlichen Tag.

Da war denn sein Glück gemacht; und er war ein mächtiger und vornehmer Prinz geworden. Sein Kater aber, der getreue Freund, welcher ihm zu allen Herrlichkeiten verholfen hatte, wurde bei Hofe ein sehr angesehener Mann, und brauchte sein Lebelang keine Ratten und Mäuse mehr zu fangen, außer zu seinem eigenen Vergnügen und Wohlgefallen. —

Ritter Blaubart.

Es iſt ſchon lange her, da lebte einmal ein reicher, reicher Mann, der hatte ſo viel ſchöne Häuſer in der Stadt und auf dem Lande, ſo viele goldene und ſilberne Schüſſeln und Geräthſchaften, ſo viele koſtbare, ganz vergoldete Kutſchen und andere dergleichen herrliche Sachen, daß er alle ſeine Reichthümer gar nicht zählen konnte. Zum Unglück aber hatte er auch einen blauen Bart, der ihn ſo ſehr entſtellte und häßlich machte, daß ihm alle Jungfrauen und Mägdlein gern aus dem Wege gingen. In ſeiner Nachbarſchaft aber wohnte eine Dame mit zwei wunderſchönen Töchtern, die ihm ſo ſehr gefielen, daß er ſich eine davon zur Frau erbat, möchte es ſein, welche es wolle. Als aber die Mädchen gefragt wurden, da wollte ihn Keine von Beiden heirathen, ſondern wieſen ihn Eine nach der Andern ab, indem ſie ſich nicht entſchließen konnten, einem blaubärtigen Menſchen ihre Hand zu reichen. Was ſie aber am Meiſten abſchreckte, war der Umſtand, daß Blaubart ſchon mehrere Frauen geheirathet hatte, die von der Welt verſchwunden waren, man wußte nicht, wie und warum.

Blaubart war aber ein ſchlauer Herr, und dachte, er wolle doch wohl noch eine von den Schweſtern zur Gemahlin bekommen. Und damit ſie ihn näher kennen lernen möchten, lud er ſie und ihre Mutter auf eins ſeiner prächtigen Landgüter ein, wo ſich ſchon eine große Menge vornehmer Gäſte verſammelt hatte, und blieb daſelbſt mit

ihnen acht volle Tage. Und in dieſer ganzen Zeit veranſtaltete er ſo viele Feſte und Luſtbarkeiten, daß kaum ein Menſch zum Schlaf kommen konnte. Da gab es kleine Luſtfahrten, Jagdparthien, Tänze und Schauſpiele, und alle Welt erluſtigte ſich ganz herrlich. Blaubart aber erreichte ſeinen Zweck. Denn als die acht Tagen herum waren, da hatte der einen Schweſter das fröhliche Leben gefallen, und Blaubart's Bart kam ihr lange nicht mehr ſo blau vor wie früher. Sie reichte ihm ihre Hand, wurde ſeine Gemahlin, und lebte auf ſeinem ſchönſten Schloſſe wohl vier Wochen recht glücklich und heiter mit ihm zuſammen.

Als aber die vier Wochen um waren, trat eines Tages Blaubart in ihr Gemach und ſagte zu ihr:

„Meine liebe Gemahlin, ich muß eine Reiſe auf das Land machen, um ein höchſt dringendes Geſchäft abzuſchließen, das mich wohl ſechs Wochen von dir entfernt halten wird. Ich bitte dich nun, daß du dich auf alle mögliche Art und Weiſe während meiner Abweſenheit beluſtigen mögeſt! Laß deine Freundinnen kommen, ergötze dich mit ihnen auf dem Lande, und zeige dich in jeder Beziehung als eine recht freigebige Wirthin. Ich bin ja ſo reich, daß du in keiner Hinſicht zu ſparen brauchſt! Hier," fügte er hinzu, „will ich dir meine Schlüſſel zurücklaſſen. Einer wird dir den Saal öffnen, wo ich mein vieles goldenes und ſilbernes Geſchirr aufbewahre; der andere ſchließt meine Gold- und Juwelenkiſten, dieſer den Kleiderſaal, uud der hier iſt der Hauptſchlüſſel zu allen übrigen Gemächern. Dieſer kleine goldene Schlüſſel aber

gehört zu einem Stübchen, welches unten am Ende der langen Gallerie gelegen ist. Alles darfst du öffnen nach Herzenslust, und kannst ungehindert gehen, wohin du willst, aber das kleine Stübchen, zu dem der goldene Schlüssel gehört, darfst du nicht aufschließen und nicht betreten. Merk' es wohl, dies verbiet' ich dir ernsthaft, und mein ganzer Zorn wird dich treffen, wenn du ungehorsam bist."

„Sei ohne Sorgen, lieber Mann," erwiderte die Frau. „Ich werde mich wohl hüten, deinen Befehlen zu widerstreben. Reise ruhig fort, und komm glücklich wieder heim!"

Ritter Blaubart umarmte seine Gemahlin, schwang sich auf sein vogelschnelles Roß, und sprengte zum Schloßhofe hinaus, in vollem Jagen über die Felder davon.

Kaum war er fort, so erschienen die Frauen und Töchter aller in der Nachbarschaft wohnenden Edelleute, ohne erst eine Einladung von Blaubart's Frau abzuwarten, denn sie waren nicht wenig begierig, einmal recht ungestört die Schätze des reichen Rittersmannes betrachten zu dürfen, vor dessen Anwesenheit sie sich immer bisher gescheut hatten. Blaubart's Frau empfing sie mit Freuden, und ohne Zögern durchwandelten sie nun die vielen Zimmer und Stuben und Säle, wo immer einer schöner wie der andere war. Sie stiegen sogar in ein großes Gemach in die Höhe, wo Blaubart sein überflüssiges Hausgeräth aufzubewahren pflegte, und hier waren sie nun erst recht überrascht. Da gab es eine Fülle von köstlichen seidenen Tapeten, von Betten, Sophas, Armstüh-

len, Tischen und Spiegeln, in denen man sich vom Kopf bis zu den Füßen sehen konnte, und deren Rahmen von lauter gediegenem Golde und Silber waren. Alle die Frauen und Mädchen mußten gestehen, daß sie in ihrem ganzen Leben noch nicht so viele Herrlichkeiten erblickt, geschweige denn besessen hätten, und Manche gab es sogar unter ihnen, die Blaubart's Frau nicht wenig beneideten. Sie priesen samut und sonders das Glück ihrer Freundin, welche sich indessen am Wenigsten über den Anblick der Schätze erfreute, obgleich sie dieselben ihr Eigenthum nennen durfte. Sie dachte an weiter Nichts, als an die verbotene Thür und verging beinahe vor Ungeduld, sie zu öffnen.

Endlich stieg ihre Neugierde so hoch, daß sie es in der Mitte ihrer Freundinnen nicht mehr aushalten konnte. Heimlich stahl sie sich von ihnen hinweg, flog in großen Sprüngen die Treppe hinunter, und war so eilig und hastig, daß sie auf den Stufen mehrere Male ausglitt, und beinahe gefallen wäre.

Als sie aber vor die Thüre des kleinen Zimmers gelangte, da kam ihr doch ein leises Grauen an und sie gedachte des Versprechens, das sie ihrem Gemahle gegeben hatte. Eine geheime Stimme flüsterte ihr zu, von dem bösen Vorhaben abzulassen, und drei Mal wandte sie wirklich der verbotenen Thüre wieder den Rücken. Aber drei Mal kehrte sie auch wieder zu ihr zurück, da sie ihre brennende Neugierde durchaus nicht zu überwältigen vermochte.

„Wer wird dir's denn ansehen, daß du im Zimmer

geweſen biſt?“ fragte ſie ſich ſelbſt. „Es wird ja nicht gleich das Leben koſten, wenn du einmal ungehorſam biſt! Friſch vorwärts. So unrecht kann es ja nicht ſein, einmal eine verbotene Thüre zu öffnen!“

Sie nahm den kleinen goldenen Schlüſſel in die Hand, ſteckte ihn in das Schlüſſelloch und drehte ihn um. Daß Schloß knackte laut, und der Schrecken darüber fuhr ihr in alle Glieder, daß ſie zitterte. Dennoch ſtieß ſie die Thür auf und trat in das Gemach.

Anfänglich konnte ſie Nichts ſehen, denn die Fenſterläden waren geſchloſſen und verdunkelten das ganze Zimmer. Als ſich aber ihre Augen an die Finſterniß gewöhnt hatten, da ſah ſie zu ihrem Schrecken drei todte Frauen an der Wand aufgehängt, und ſah den Fußboden voll von Blut, welches wie ein Spiegel die ſchauerlichen Geſtalten der Todten im Bilde zurückſtrahlte. Die Leichname aber waren die erſten Frauen Blaubart's, die er eine nach der andern gemordet und hier in der Blutkammer aufgehängt hatte.

Die ungehorſame und neugierige Frau ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, und der Schlüſſel, welchen ſie wieder aus dem Schloſſe gezogen hatte, fiel ihr im erſten Schrecken aus der Hand und gerade in die Blutlache hinein. Halbtodt vor Furcht raffte ſie ihn auf, ſtürzte aus der Kammer, ſchlug die Thür dröhnend hinter ſich zu, und floh athemlos in ihr eigenes Zimmer, um ſich von dem furchtbaren Schrecken zu erholen. Aber lang dauerte es, bis ſie ihre Beſinnung wieder erlangte, und nun bemerkte ſie mit neuem Entſetzen, daß der goldene Schlüſſe'

ganz mit Blut überzogen war. Sie ſtand auf und ging an den Brunnen, um ihn abzuwaſchen. Aber wie ſie auch wuſch, und wuſch, und ſich die zarten Finger wund rieb, das Blut wich und wankte nicht von dem Schlüſſel. Sie ſchabte daran mit dem Meſſer, bis das helle Gold zu Tage kam; aber wenn ſie die eine Seite blank hatte, ſo war die andere ſchon wieder blutig, und alle ihre Mühe zeigte ſich nutzlos; denn der Schlüſſel war gefeit und bezaubert, und Niemand als Blaubart vermochte ihn wieder zu ſäubern.

Den ganzen Tag brachte die arme Frau in der größeſten Angſt zu, und ihre Furcht ſtieg auf's Höchſte, als ſie am Abende Hufſchlag auf dem Schloßhofe vernahm und gleich darauf Blaubart, ihr Gemahl, in ihr Zimmer trat.

„Wundere dich nicht, daß ich ſo früh zurückkehre," ſagte er zu ſeiner Gemahlin. „Ich habe unterwegs einen Brief bekommen, der meine Reiſe unnöthig macht!"

Die Frau, obgleich ſie innerlich vor Angſt beinahe verging, ſtellte ſich doch ſehr vergnügt über ſeine Rückkehr, und da er ihr ſeine Schlüſſel nicht wieder abforderte, ſo glaubte ſie für diesmal noch der Strafe für ihre Neugierde zu entgehen. Aber ach, ſie täuſchte ſich! Denn am folgenden Morgen bat ſich ihr Gemahl die Schlüſſel aus, und mit zitternder Hand reichte ſie ihm alle hin, bis auf das goldene Schlüſſelchen, welches ſie in ihrer Taſche verbarg. Er bemerkte es aber im Augenblick.

„Warum gibſt du mir den goldenen Schlüſſel nicht?" fragte er

„Ach Gott, ach Gott!“ ſtammelte ſeine Frau, ich muß ihn oben auf dem Tiſche haben liegen laſſen.“

„Hole ihn herbei,“ — befahl Blaubart barſch.

Die arme Frau zögerte; nach mehreren vergeblichen Ausflüchten mußte ſie aber doch endlich den verrätheriſchen Schlüſſel herausgeben. Blaubart betrachtete ihn einen Augenblick und dann fragte er mit ſchrecklicher Stimme: „Warum iſt der Schlüſſel voll Blut?“ —

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die Frau, blaß wie eine Leiche.

„Nun, wenn du es nicht weißt, ſo weiß ich es!“ rief Blaubart wild und grimmig. „Du biſt in dem verbotenen Gemache geweſen und haſt meine todten Weiber geſehen. Dafür mußt du ſterben und wirſt neben ihnen aufgehängt!“

Zitternd warf ſich die Frau zu Blaubarts Füßen nieder, bat weinend und mit gerungenen Händen um Verzeihung und verſchwor ſich hoch und theuer, das ſchreckliche Geheimniß keiner menſchlichen Seele zu verrathen und nie in ihrem Leben wieder ungehorſam zu ſein. Sie jammerte ſo kläglich, daß es einen Felſen hätte rühren müſſen, aber Blaubart's Herz war feſter als Geſtein, und härter als Felſen.

„All' dein Weinen hilft dir Nichts.“ rief er grimmig, „du mußt ſterben und deine Todesſtunde iſt nahe.“

„Nun wohlan,“ ſagte die arme Frau, „wenn ich denn durchaus ſterben muß, ſo will ich mich in mein Schickſal ergeben. Aber geſtatte mir nur noch eine kurze Friſt,

damit ich zu Gott beten und meine arme Seele in seine Hände empfehlen kann."

„Eine halbe Stunde will ich dir Frist geben, aber auch keine Minute länger," erwiderte Blaubart finster, und ging mit dröhnenden Schritten aus dem Gemach.

Als nun die Arme allein war, da rief sie ihre Schwester herbei und bat sie sehr und sagte zu ihr:

„Anne, meine liebe Schwester, ich bitte dich, steige hinauf auf den Thurm, und schaue dich um und sieh', ob meine Brüder nicht kommen. Und wenn du sie erblickst, so gib ihnen ein Zeichen, daß sie sich eilen." —

Schwester Anne stieg auf den Thurm hinauf, und von Minute zu Minute fragte die arme bedrängte Frau unten: „Anne, meine liebe Schwester Anne siehst du noch Nichts?" —

Aber Schwester Anne erwiderte immer: „Ich sehe Nichts als die glänzende Sonne und das grüne Gras, so weit mein Auge schaut."

Mittlerweile kam Blaubart wieder, mit einem großen Messer in der Faust, stellte sich an die Thurmtreppe und schrie mit lauter Stimme in die Höhe: „Steige herab, oder ich komme hinauf!" —

„Nur noch einen Augenblick!" antwortete seine Frau; — „nur noch einen einzigen kurzen Augenblick!"

Und darauf wandte sie sich wieder zu ihrer Schwester und fragte ganz leise: „Anne, meine Schwester Anne, siehst du noch Nichts?"

Und Schwester Anne antwortete wieder: „Ich sehe

Nichts als die glänzende Sonne und das grüne Gras, ſo weit mein Auge reicht!“

„Steige herab, oder ich komme hinauf!“ brüllte Blaubart wieder, und noch grimmiger, als das erſte Mal.

„Ich komme ſchon!“ erwiderte die arme Frau, und fragte von Neuem die Schweſter: „Anne, meine Schweſter Anne, ſiehſt du noch Nichts?“ —

„Ich ſehe eine mächtige Staubwolke,“ antwortete Schweſter Anne dießmal, — „und ſie kommt gerade auf uns zu.“ —

„Sind es meine Brüder?“ —

„Ach nein, meine Schweſter,“ erwiderte Anne traurig. — „ich ſehe, es iſt eine Heerde Schafe!“ —

„Willſt du noch nicht kommen, Weib?“ ſchrie Blaubart unten ganz wüthend.

„Ich komme ſchon! Nur noch einen Augenblick! — Anne, meine Schweſter Anne, ſiehſt du noch Nichts?

„Ich ſehe zwei Reiter, die weit von drüben her auf das Schloß zu kommen,“ antwortete Schweſter Anne. „Aber ich kann ſie nicht erkennen, denn ſie ſind noch zu weit entfernt!“

Gleich darauf aber ſchrie ſie laut und freudig: „Jetzt kenne ich ſie! — Es ſind unſere Brüder, und ich will ihnen ein Zeichen geben, daß ſie ſich eilen.“

Während ſie mit ihrem Tuche winkte, brüllte Blaubart unten ſo entſetzlich, daß der ganze Thurm zitterte und bebte. Seine arme Frau durfte nicht länger zögern. Sie ſtieg die Treppe hinab und warf ſich noch einmal,

ganz in Thränen aufgelöst und mit fliegenden Haaren, zu des Wütherichs Füßen nieder.

„Das nützt dir Alles nichts,“ sagte Blaubart grimmig. „Du mußt sterben.“

Und bei diesen Worten faßte er sie mit einer Hand bei ihren langen Haaren und mit der andern schwang er sein großes Messer in der Luft, um ihr den Kopf abzuhauen. Da wendete sich die arme Frau noch einmal mit flehendem Blicke zu ihm, und bat ihn mit rührender Stimme, er möchte ihr nur noch eine Minute Zeit verstatten, damit sie recht gefaßt sterben könne!

Einen Augenblick zögerte Blaubart und ließ das Messer sinken, dann aber rief er: „Nein, nein, du mußt auf der Stelle sterben, und hast Zeit genug zum Beten gehabt!“

Und darauf erhob er seine scharfe Waffe von Neuem und wollte der armen Frau eben den Todesstoß versetzen, als plötzlich von außen das Thor gesprengt wurde und zwei junge Ritter herein drangen, welche, das blanke Schwert in der Faust, augenblicklich auf Blaubart losstürzten. Dieser erkannte sogleich die beiden Brüder seiner Frau, und da er ihre Rache fürchtete, so suchte er sich eiligst durch die Flucht zu retten. Aber schnell wie ein Sturmwind setzten die beiden Brüder ihm nach, holten ihn ein, ehe er noch die Pforte erreicht hatte, die in's Freie führte, und trafen ihn mit ihren Schwertern so gut, daß er augenblicklich todt zu Boden fiel.

Da hatte er den Lohn für seine bösen Thaten empfangen und seine arme Frau war gerettet. Weinend vor

Freude ſtürzte ſie in die Arme ihrer Brüder, und dankte ihnen tauſendmal für ihre glückliche Rettung.

Blaubart hatte keine Erben weiter als ſeine Frau, welche nun, nach ſeinem Tode, alle ſeine ſchönen Schlöſſer und Güter empfing. Sie theilte ihre großen Schätze in vier gleiche Theile, gab jedem ihrer Geſchwiſter ein Viertheil, behielt eines für ſich ſelbſt, und vermählte ſich bald darauf mit einem guten und wackeren Edelmann, an deſſen Seite ſie bald den ſchrecklichen Blaubart und ihre Todesangſt vergaß. —

Das Schloß in den Dornenhecken.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die konnten herrlich und in Freuden leben, und es fehlte ihnen Nichts zur Glückſeligkeit, als nur ein Kind. Aber weil ihnen das fehlte, ſo hatten ſie auch an nichts Anderem Vergnügen, und waren viel öfter traurig und betrübt, als heiter. Alle Tage baten ſie den lieben Gott, er möchte ihnen doch ein Kindlein beſcheeren, und baten und flehten ſo lange, bis der liebe Gott ſie endlich erhörte und ihnen eine wunderſchöne kleine Prinzeſſin ſchenkte.

Da war denn nun die Freude und das Entzücken unbeſchreiblich groß, und der König ſchickte ſogleich ſeine Diener im ganzen Land umher und ließ alle Feen, die in ſeinem Reiche zu finden waren, zu Taufpathen einladen

Und als der Tag herankam, an welchem die kleine Prinzessin getauft werden sollte, da wurde die schöne große Halle im Schlosse, zu welcher eine breite Wendeltreppe hinauf führte, herrlich geschmückt, und sieben Feen fanden sich ein in ihren goldenen Wagen, die von Schwänen und Schmetterlingen gezogen wurden.

Nach der Taufe begaben sich die Gäste in den Speisesaal, wo eine lange Tafel gedeckt war. Da lag auf jedem Platze, wo eine Fee sitzen sollte, gar köstliches Geräth. Die Servietten waren von Sammet und Seide, die Teller von Krystall, die Messer und Gabeln von Gold, die Pokale von Silber, und Alles glänzte und schimmerte von Diamanten und Rubinen und andern Edelsteinen. Denn der König hatte alle die Herrlichkeiten für die Feen ganz besonders zubereiten lassen. Als nun Alle bei der Tafel saßen, da öffnete sich plötzlich die Thüre des Speisesaales, und herein trat stolz und in rauschenden Gewändern noch eine Fee, alt und häßlich zu schauen, welche der König, da sie seit mehr als fünfzig Jahren nicht gesehen worden war, einzuladen vergessen hatte. Er glaubte auch vielleicht, daß sie gestorben oder verzaubert wäre.

Da sie nun von selber kam, so empfing er sie mit großer Freundlichkeit, ließ ihr sogleich neben den übrigen Feen einen Platz an der Tafel einräumen, und bot alles Mögliche auf, sich ihr recht gefällig und zuthulich zu zeigen. Die alte Fee aber achtete aller Liebe und Güte nicht, sondern machte ein grausam finsteres Gesicht, und auf ihrer runzligen Stirne schwebte es wie eine finstere Gewitterwolke. Denn da der König ihr nicht, wie den

andern Feen, krystallene Teller und goldenes, mit Edelsteinen geschmücktes Geräthe geben konnte, so glaubte sie, man wolle ihrer spotten, und ihr Herz war so voll Grimm und Aerger, daß sie an Nichts dachte, als wie sie sich recht bitter für den erlittenen Schimpf würde rächen können. Sie murmelte allerlei böse Worte und Drohungen zwischen den Zähnen, und geberdete sich so grausam, daß eine der andern Feen fürchtete, sie würde am Ende der kleinen Prinzessin etwas recht Böses zufügen. Um dieß zu verhindern, stand sie leise auf und schlüpfte unbemerkt hinter die Tapete, von wo aus sie Alles sehen und hören konnte, ohne gesehen zu werden.

Da nun die Tafel aufgehoben wurde, ward die kleine Prinzessin in den Saal getragen, und Jede der versammelten Feen machte ihr ein Pathengeschenk.

„Ich schenke dir," sagte die Eine, „daß du die schönste Prinzessin auf der Welt werden sollst."

„Ich schenke dir," sagte die Zweite, „daß du die klügste Prinzessin werden sollst."

„Ich schenke dir," sagte die Dritte, „daß du so lieblich aufblühest, wie die Rosen im Garten."

„Ich schenke dir," sagte die Vierte, „daß dein Herz gut und sanft wird, wie das Herz eines Täubchens."

„Ich schenke dir," sagte die Fünfte, „eine so schöne Stimme, daß du reizender singst, als alle Nachtigallen auf Erden."

„Ich schenke dir," sagte die Sechste, „daß du die Harfe schöner spielen lernst, als die Engel im Himmel."

Da hatten denn Alle, die zugegen waren, ihre E

schenke gemacht, bis auf die alte Fee, deren grauer Kopf noch immer vor Wuth und Aerger zitterte und wie ein schwankendes Rohr hin und her wackelte. Sie trat auf die kleine Prinzessin zu, sah sie mit ihren grünen funkelnden Augen recht ingrimmig an und sagte dann mit hämischem Lächeln:

„Ich schenke dir, daß du dich mit einer Spindel in die Hand stichst und daran stirbst, du kleines Unkraut du!“ —

Die armen Eltern und die guten Feen standen wie vom Blitze getroffen, als sie diesen schrecklichen Ausspruch vernahmen, und der unglücklichen Königin stürzten sogleich die hellen Thränen aus den Augen. Ehe aber Jemand ein Wort reden konnte, trat die letzte Fee, die Jedermann vergessen hatte, hinter der Tapete hervor und sprach mit himmlischer Freundlichkeit:

„Weinet nicht, Frau Königin, und Ihr, Herr König, beruhigt Euch. Die kleine Prinzessin soll nicht sterben. Zwar habe ich nicht die Macht, das verderbliche Geschenk der bösen Alten ganz zu vernichten, wohl aber habe ich die Macht, das Loos der Kleinen zu mildern, und das will ich nicht zu thun unterlassen. Die Prinzessin wird sich mit einer Spindel stechen, aber anstatt davon zu sterben, soll sie nur in einen tiefen Schlaf verfallen. Hundert Jahre wird sie schlummern, dann aber wird ein junger, schöner Königssohn kommen und den Schlaf von den Augen verscheuchen.“

Nach diesen Worten entfernten sich die Feen, die guten

voll Freude, die böse voll Haß, und ließen das Königspaar mit der Prinzessin allein.

Der König, um das noch immer schreckliche Loos von seiner Tochter abzuwenden, gab augenblicklich den Befehl, daß kein Mensch in seinem ganzen großen Reiche bei Leibes- und Lebensstrafe solle spinnen dürfen, und daß alle Spindeln verbrannt werden sollten, die im Lande zu finden wären. Also geschah es, und nun glaubte er sich und sein liebes Kind vor allem Uebel gesichert zu haben.

Als aber die Prinzessin fünfzehn oder sechszehn Jahre alt geworden war, da geschah es einmal, daß der König und die Königin über Land nach einem Lusthause fuhren und die Prinzessin allein daheim ließen. Die Prinzessin hatte Langeweile, und um sich die Zeit zu vertreiben, lief sie im ganzen Schlosse umher, lief von Zimmer zu Zimmer, von Saal zu Saal, und kam endlich auch in einen alten Thurm, wo sie in der Wand eine Thür gewahr ward, die sie noch niemals gesehen hatte. Sie öffnete dieselbe, gelangte in eine kleine Dachstube hoch in der Spitze des Thurms, und erblickte hier ein altes Mütterchen, welches am Spinnrocken saß und spann. Das Mütterchen lebte da oben so einsam, daß es noch nie von dem Verbote des Königs vernommen hatte.

„Was macht Ihr denn da, mein gutes Weibchen?“ fragte die Prinzessin ganz überrascht.

„Ich spinne, du schönes Kind,“ erwiderte die Alte, welche die Prinzessin noch niemals gesehen hatte.

„Was Ihr sagt!“ rief die Prinzessin aus. „Laßt mich doch das auch einmal versuchen.“

Die Alte lächelte und gab ihr die Spindel in die Hand. Kaum aber hatte die Prinzessin sie berührt, so stach sie sich in den Finger, stieß einen Schrei aus, und sank wie todt zu Boden. Das alte Mütterchen hatte einen Schrecken, der gar nicht zu beschreiben ist. Sie stürzte hinaus und schrie nach Hilfe, die auch sogleich von allen Seiten herbei kam. Die Leute gaben sich die äußerste Mühe, die arme Prinzessin wieder in's Leben zurückzurufen, — aber es war Alles vergebens. Vergebens besprengten sie ihr schönes Gesichtchen mit frischem Wasser, vergebens rieben sie ihre Schläfe mit wohlriechenden Oelen und schrieen ihr in's Ohr, daß sie doch um Gottes willen wieder aufwachen möchte; — die Prinzessin war und blieb ohnmächtig und ihre Besinnung kehrte nicht zurück.

Als nun der König hörte, daß das Unglück, welches die böse Fee verkündigt hatte, trotz aller Vorsicht wirklich eingetroffen sei, kehrte er betrübt in seinen Palast zurück, ließ im schönsten Zimmer des Schlosses ein Bett von lauter Goldstoff und Seide aufschlagen, und legte die Prinzessin darauf. Wie sie nun da ruhete und schlummerte, sah sie so wunderschön aus, daß man sie für einen Engel hätte halten mögen. Ihre Wangen schimmerten lieblich, wie reife Pfirschen, ihre Stirne glänzte weiß und rein wie Schnee oder das feinste Elfenbein, ihre Lippen glichen Korallen, und Nichts trübte ihre himmlische Schönheit, als nur das Eine, daß ihre Augen geschlossen waren. An ihrem Leben konnte man übrigens nicht

zweifeln, denn ihre Bruſt hob und ſenkte ſich leiſe unter ihren ſanften Athemzügen.

Der König befahl, daß man den ruhigen Schlaf ſeiner Tochter nicht ſtören ſolle, bis die Stunde des Erwachens gekommen ſei, und ſchickte ſodann einen Eilboten an die gute Fee ab, deren letzter Ausſpruch das Leben der Prinzeſſin gerettet und den Tod in hundertjährigen Schlaf verwandelt hatte. Der Bote mußte ein Paar Siebenmeilenſtiefeln anziehen, und da er ſich ſputete, ſo dauerte es auch nicht lange, bis die Fee in ihrem ſchönen mit Drachen, ſtatt Pferden, beſpannten Wagen ankam. Der König führte ſie ſogleich in das Gemach, wo ſeine Tochter im Zauberſchlaf lag, und fragte ſie, ob er Alles recht gemacht habe? —

„Ja, es iſt Alles ſehr gut, und nur Eines fehlt noch,“ antwortete die Fee. „Wenn die Prinzeſſin aufwacht, wird ſie ganz allein in dem großen Schloſſe ſein, und vor ſolchem Schickſale müſſen wir ſie bewahren.“

„Aber wie?“ — fragte der König.

„Laßt mich machen,“ — erwiderte die Fee.

Sie nahm ihren Zauberſtab in die Hand, murmelte einige leiſe Worte vor ſich hin, und ging dann im ganzen Schloſſe umher. Wo ſie Jemanden erblickte, berührte ſie ihn mit ihrem Zauberſtabe, und augenblicklich verfiel er in einen eben ſo feſten Schlaf, wie die Prinzeſſin. Binnen wenigen Minuten ſchliefen die Geſellſchafterinnen der Prinzeſſin, die Ehrendamen, die Kammerfrauen, die Pagen und Kammerherren, die Officiere, die Leibwache, die Köche, die Küchenjungen, und Alles, was Leben

und Athem im Schlosse hatte. Dann ging die Fee auch in die Ställe, berührte die Stallknechte und Stallmeister, die Pferde und Maulthiere, die Hühner, Enten und Gänse, und was sich sonst Lebendiges im Hofe befand, und Alles entschlummerte im Augenblick. Keines rührte ein Glied mehr, und Alles stand da, wie versteinert. Selbst die Töpfe, die mit Rebhühnern und Fasanen auf dem Feuer standen, schliefen ein, auch das Feuer schlummerte, und der Braten brodelte, das Wasser kochte nicht mehr. So schnell geschah der Zauber, daß ein Koch, der mit erhobener Hand vor einem Küchenjungen stand, um ihm eine Ohrfeige zu reichen, in dieser Stellung stehen blieb, ohne nur die Hand herabsinken zu lassen. Die Sperlinge schliefen auf den Dächern, die Singvögel in den Bäumen, und im ganzen weiten Schlosse war in einem Nu Alles so todtenstill geworden, daß man nicht das leiseste Geräusch mehr vernahm.

Als dies geschehen war, und der König und die Königin noch einmal ihr schönes schlummerndes Kind geküßt hatten, verließen sie das Schloß, um zum Schutze für die Prinzessin den ganzen Palast mit einem hohen Walle umgeben zu lassen. Die Fee aber, indem sie ihnen sagte, daß solches eine vergebliche Mühe sein würde, winkte mit ihrem Zauberstäbchen, und vor den sichtlichen Augen des Königspaares wuchs rings um das Schloß her eine so dichte Hecke von hohen Bäumen, von Dornen und Brombeersträuchen, daß kein lebendiges Wesen im Stande war, sie zu durchbrechen. Und so hoch war die Hecke, daß von em ganzen Palast Nichts darüber hervorragte, als ein

Thurm, den man auf eine weite Entfernung hinaus erblicken konnte. Auf dieſe Weiſe war die Prinzeſſin ſo ſicher verwahrt, daß man von keinem neugierigen Menſchen oder Thiere Etwas für ſie zu befürchten brauchte.

Tag auf Tag verging, und Woche auf Woche, und Jahr auf Jahr, bis endlich die hundert Schlummerjahre ſich ihrem Ende näherten. Da geſchah es eines Tages, daß der Sohn eines benachbarten Königs jagen ging, ſich im Walde verirrte und endlich in die Nähe des bezauberten Schloſſes gelangte, deſſen hohen Thurm er aus dem Geſtrüpp und Dickicht hervorragen ſah. Neugierig fragte er, was dies zu bedeuten habe, und hörte dann nun von Einigen, es läge da ein altes Schloß, in welchem Geiſter und Geſpenſter umgingen. Andere ſagten, die Hexen feierten dort ihre Feſte, und noch Andere, es wohne ein Menſchenfreſſer in den alten Mauern, der alle Kinder auffräße, die in die Nähe kämen und ſich von ihm erwiſchen ließen.

Der Prinz wußte nicht, was er glauben ſollte, bis endlich ein alter Bauer zu ihm trat und ſagte:

„Lieber Herr, vor mehr als fünfzig Jahren habe ich einmal meinen Vater erzählen hören, in dem Schloſſe läge die ſchönſte Prinzeſſin von der ganzen Welt und müſſe da hundert Jahre ſchlafen, bis endlich ein ſchöner und junger Königsſohn käme, der ſie aufweckte. An die Mährlein, die meine Nachbarn auftiſchen, glaube ich nicht, denn ſo oft ich auch ſchon in die Nähe des alten Schloſſes gekommen bin, habe ich doch niemals etwas von Hexen, Geiſtern oder Menſchenfreſſern geſehen.“

Der Prinz dachte: „Wie, wenn du es wäreſt, der dazu beſtimmt iſt, die ſchöne Prinzeſſin zu erlöſen?“ Und je mehr er dieſem Gedanken nachhing, deſto mehr Luſt empfand er, das Abenteuer zu wagen, bis er endlich feſt entſchloſſen war, ſich durch keine Gefahr davon zurückhalten zu laſſen.

Eines Morgens ritt er auf den Palaſt zu, und ritt immer geradewegs durch den Wald, bis er dicht vor der Hecke ſtand, welche ihm das weitere Vordringen verwehrte. Aergerlich ſprang er vom Roß, zog ſein Schwert, und nahm ſich vor, aller Mühe trotzend, ſich einen Weg mitten durch das Dickicht hindurch zu bahnen. Kaum aber hatte er den erſten Streich gegen die Dornen geführt, ſo wich plötzlich von beiden Seiten das ſtachlichte Gebüſch weit auseinander, und eine prächtige, von uralten Bäumen gebildete Allee öffnete ſich ſeinen Blicken. Am Ende derſelben gewahrte er das Schloß, und ſchritt durch die Allee kecklich darauf zu. Als er es erreichte, betrat er zuerſt einen großen Vorhof, wo Alles, was er ſah, ihm einen leiſen Schauer von Furcht und Bangen einflößte. Die größeſte Todtenſtille herrſchte ringsum, und wohin auch ſein Auge fiel, gewahrte es Nichts als Menſchen- und Thiergeſtalten, welche völlig ſtarr und leblos zu ſein ſchienen. Da lagen im Hofe Pferde und Jagdhunde und ſchliefen; am Eingange des Palaſtes ſtanden die Wachen, die blanken Hellebarden in der Fauſt, mit geſchloſſenen Augen und ſchliefen; er blickte durch ein Fenſter in ein Gemach, und da ſah er Bediente und Soldaten um einen Tiſch herum ſitzen, volle Weinbecher in

der Hand, als ob sie ein Zechgelage feierten, aber sie saßen da unbeweglich und schliefen alle. Er ging über den marmorgepflasterten Hof, und gelangte in ein Wachtzimmer, wo Alles wie auf dem Hofe lag und schlummerte. Er schritt durch eine lange Reihe von Zimmern und erblickte überall Kammerfrauen und Damen und Hofherren, aber Alle schliefen und öffneten nicht ihre Augen, obgleich er absichtlich fest auftrat und langsam, mit hallenden Schritten weiter ging. Endlich gelangte er in ein prächtiges, ganz vergoldetes Gemach, und hier sah er denn endlich in einem Himmelbette, dessen Vorhänge links und rechts aus einander geschlagen waren, auch die schöne Prinzessin im Schlummer liegen, und es däuchte ihn, er sähe einen Engel des Himmels. So schön erschien sie ihm, daß er seine Augen nicht von ihr abwenden konnte, sondern vor ihr niederkniete, und sie küßte. Und als die Prinzessin den Kuß auf ihren Lippen fühlte, da schlug sie ihre Augen auf, und blickte dem Prinzen hell und freundlich in's Angesicht. Dann stand sie auf, und nachdem der Prinz seine Freude über ihre Erlösung ausgedrückt hatte, erzählte sie ihm ihr seltsames und wunderbares Schicksal.

Mittlerweile war Alles, was ihm Schlosse geschlafen hatte, zugleich mit der Prinzessin aufgewacht. Ihre Gesellschafterinnen, die Ehrendamen, die Kammerfrauen, die Pagen, die Kammerherren, die Officiere der Leibwache, die Köche, die Küchenjungen, die Stallmeister, die Stallknechte, die Pferde, die Maulesel, die Hühner und Enten und Gänse, die kleinen Fliegen an der Wand, Alles, Alles, was geschlummert hatte, schlug die Augen auf und

wurde wieder munter. Das Feuer in der Küche flackerte auf und kochte das Essen; der Koch gab dem Jungen seine Ohrfeige, daß er laut schrie, und die Sperlinge auf den Dächern, die Singvögel in den Zweigen wachten auf. So still und schweigsam es vorher auf dem Hofe gewesen war, so laut und lebendig wurde es jetzt auf einmal, und die ganze Dienerschaft trat, als ob gar Nichts geschehen wäre, von Neuem ihre Dienste an. Als die Prinzessin äußerte, daß sie Hunger verspüre, meldete gleich darauf eine der Kammerfrauen, daß die Tafel gedeckt sei. Der Prinz reichte der Prinzessin den Arm, und führte sie in den Speisesaal, wo sie, umgeben von den ersten Großwürdenträgern des Palastes, ein köstliches Mittagsmahl einnahmen. Während sie speisten, machten die Musikanten die herrlichste Tafelmusik, die man sich nur denken kann, und nachher geleitete der Prinz die Prinzessin in die Kapelle hinab, woselbst der Schloßprediger vor dem Altar ihre Hände in einander legte und sie verheirathete. Nun waren sie Mann und Frau geworden, wie es die gute Fee vor mehr als hundert Jahren schon vorhergesagt hatte.

Am nächsten Morgen verließ der Prinz vor Tagesanbruch das Schloß, um in die Stadt zu seinem Vater zurückzukehren, der mit Schmerzen seiner Wiederkunft gewartet hatte. Der Prinz sagte ihm, daß er sich im Walde verirrt und bei einem alten Köhler übernachtet habe, von dem er sehr freigebig mit schwarzem Brote und vortrefflichem Käse bewirthet worden sei.

Der König, sein Vater, glaubte ihm, denn er war ein

guter Mann, der Niemanden mißtraute; ſeine Mutter aber glaubte ihm nicht, und da ſie vollends bemerkte, daß der Prinz ſeit dieſer Zeit faſt täglich auf die Jagd ging, und mehrere Male ſogar ganze Tage lang ausblieb, ſo zweifelte ſie nicht, daß er irgend ein Geheimniß vor ihr verborgen halten wollte. Sie gab ſich alle mögliche, Mühe, es zu enthüllen. Der Prinz aber hatte ſeine Maßregeln ſo gut genommen, daß Niemand den geheimen Aufenthalt ſeiner Gemahlin entdecken konnte.

Auf ſolche Weiſe vergingen zwei Jahre, und die Prinzeſſin ſchenkte ihrem Gatten während dieſer Zeit zwei wunderliebliche Kinderchen. Das eine war ein Mädchen und wurde Morgenröthe genannt, weil es ſo hübſche rothe Bäckchen hatte, und das andere war ein Knabe und hieß Tag, weil es beinahe noch ſchöner als ſeine Schweſter war. Eben um ſeiner Kinder willen verrieth der Prinz nicht ein Sterbenswörtchen davon, daß er ſich heimlich vermählt hatte; denn er wußte, daß ſeine Mutter die Tochter eines Menſchenfreſſers war, die der König, ſein Vater, nur um ihrer großen Reichthümer willen zu ſeiner Gemahlin erhoben hatte. Bei Hofe erzählte man ſich ſogar insgeheim, daß ſie manchmal ſo große Luſt bekäme, kleine Kinder zu verſpeiſen, daß ſie ſich nur mit großer Mühe zurückhalten könnte, ſie zu tödten, und ihr zartes Fleiſch auf allerlei Weiſe zuzubereiten. Darum ſchwieg der Prinz hartnäckig, ſo oft ihn auch ſeine Mutter um ſein Geheimniß befragte, bis endlich ſein Vater ſtarb, und er ſelber Herr und König über ſein großes, mächtiges, Reich ward. Da ſchickte er Herolde aus in das ganze

Land und ließ seine Vermählung verkündigen aller Orten. Er selbst aber machte sich auf, um seine Gemahlin aus ihrer Verborgenheit zu ziehen, und führte sie nebst ihren Kindern, inmitten seiner Großen und Ritter, mit großer Pracht in seine Hauptstadt ein. Nun war die Prinzessin eine Königin geworden und brauchte weder für sich, noch für ihre Kinder etwas Böses von ihrer Schwiegermutter zu fürchten.

Da geschah es aber einige Zeit nachher, daß der König mit seinem Nachbar, dem Kaiser Kantalabut in Streit gerieth und ihm den Krieg ankündigte. Und als er gerüstet und gewappnet mit seinen Kriegern davonziehen wollte, übergab er seiner Mutter die Zügel der Regierung und bat sie sehr, seine Gemahlin und seine Kinder in ihre sorgfältigste Obhut zu nehmen. Das versprach die alte Königin, und ganz beruhigt über das Schicksal seiner Theuren zog der König fort in den Krieg.

Sobald er aber seinem Schlosse den Rücken zugewendet hatte, führte die alte Königin ihre Schwiegertochter und deren Kinder hinaus in ein Schlößchen, welches tief drinnen in einem dichten Walde lag; denn hier glaubte sie recht ungestört ihre böse Lust büßen zu können. Und als sie einige Tage in dem Schlößchen zugebracht hatte, ließ sie ihren Küchenmeister zu sich kommen und sagte zu ihm mit schrecklicher Stimme: „Morgen will ich die kleine Morgenröthe zu Mittag verspeisen. Bereite sie zu mit allerlei Kräutern und gutem Gewürz.“

Der Küchenmeister erschrack so sehr über diesen Befehl, daß er todtenblaß wurde, und wagte in tiefster Un-

terwirkfigkeit allerlei Vorſtellungen zu machen. Die Königin aber ſagte: „Ich befehle es, und wenn du nicht gehorchſt, ſo laſſe ich dir ohne Gnade Naſe und Ohren abſchneiden!“

Da mußte der arme Küchenmeiſter wohl gehorchen. Er nahm ſein großes blankes, ſcharfes Küchenmeiſter zur Hand und ging traurig hinauf in das Gemach der kleinen Morgenröthe, um ſie zu ſchlachten. Als er aber in das Zimmer trat, da flog ihm die kleine Prinzeſſin mit freundlichem Geſicht entgegen, fiel ihm um den Hals, ſtreichelte ihm die Wangen und war ſo lieblich und ſchön, daß der Küchenmeiſter ſogleich allen Muth verlor. Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er ließ ſein Meſſer zur Erde fallen und ging unverrichteter Sache wieder fort. Da er aber den Zorn der alten Königin fürchtete, ſo ſchlich er leiſe in den Hof hinab, ſchlachtete ein junges Lämmchen, zog ihm die Haut ab, und briet es ſo ſchön mit allerlei Kräutern und gutem Gewürz, daß die Königin ſich wirklich täuſchen ließ und glaubte, ſie habe die kleine Morgenröthe gegeſſen, obgleich ſie doch nur gebratenes Lammfleiſch verzehrt hatte.

Sie lobte den Küchenmeiſter ſehr; der aber nahm die kleine Prinzeſſin auf den Arm, brachte ſie heimlich ſeiner Frau und befahl ihr, das Kind ſorgſam zu bewahren und es vor jedem menſchlichen Auge zu verbergen. Das verſprach die Frau und konnte ihr Verſprechen wohl halten, da ſie ganz abgelegen in einem Hintergebäude des Schlößchens wohnte.

Acht Tage nachher ließ die böſe Königin abermals

den Küchenmeiſter zu ſich kommen und befahl ihm, er ſolle ihr den kleinen Prinzen Tag zum Mittagseſſen zubereiten. Der Küchenmeiſter ſagte „ja,“ im Herzen aber dachte er, er wolle ſie wieder täuſchen, wie das erſte Mal. Und als er den Prinzen ſuchte, fand er ihn auf dem Hofe, wie er mit ſeinen kleinen Waffen ſpielte, und trug ihn zu ſeiner Frau, welche ihn bei ſeiner Schweſter Morgenröthe verſteckte. Für die Königin aber briet er ein junges zartes Böcklein, und es ſchien ihr von vortrefflichem Geſchmack.

So weit war Alles recht gut gegangen. Da ſagte aber eines Abends die böſe Königin zum Küchenmeiſter, daß ſie nun auch die Mutter verzehren wolle, wie die Kinder, und der Küchenmeiſter ſolle ſie zubereiten und braten auf's Köſtlichſte mit allerlei Kräutern und gutem Gewürz.

Das traf den armen Mann wie ein Donnerſchlag, und er wußte ſich auf keine Weiſe zu helfen. Tief betrübt verließ er die Königin, ging hinaus in den Wald und überlegte, wie er die alte Menſchenfreſſerin noch einmal würde täuſchen können. Es fiel ihm aber trotz allen Sinnens und Denkens kein Rettungsmittel ein, und da beſchloß er dann endlich, um nur das eigene Leben zu retten, die junge, ſchöne, zarte Königin zu tödten. Er nahm ſein roßes Meſſer und ging mit ſchlotternden Knieen und tterndem Herzen in ihr Gemach, um das ſchreckliche Werk zu vollbringen. Doch wagte er nicht, ſeine Augen r der Königin aufzuſchlagen, und mit halb erſtickter

Stimme verkündigte er ihr den Befehl, welchen die böse Schwiegermutter ihm gegeben hatte.

„Nun denn, ſo ſäumet nicht, ihn zu vollziehen," ſagte die gute Königin mit trauriger Stimme, indem ſie dem Küchenmeiſter ihren ſchönen weißen Hals darreichte. „Mir liegt Nichts an dem Leben, und wenn ich ſterbe, ſo werde ich doch wenigſtens meine Kinder wiederſehen, meine guten ſchönen Kinder, die ich ſo innig liebte."

Die Königin glaubte nämlich, die Kleinen wären todt, da der Küchenmeiſter auch ihr nicht eine Sylbe von ihrer Errettung geſagt hatte.

Als nun der Küchenmeiſter die tiefe Betrübniß und die hingebende Geduld der armen jungen Königin bemerkte, da wurde er gerührt und ſein böſer Vorſatz ſchmolz dahin, wie Schnee vor der Sonne.

„Nein, nein, Frau Königin!" rief er aus, — „nein, Ihr ſollt nicht ſterben und Eure Kinder dennoch wiederſehen! Seht, ich habe ſie bei mir im Hauſe verſteckt, ſie ſind friſch und geſund, und die böſe Königin ſoll auch zum dritten Male getäuſcht werden, wie die beiden erſten Male. Ich will ihr eine junge Hirſchkuh braten an Eurer Statt!"

Und als er die erfreute junge Königin zu ihren Kindern geführt, und ſich an ihrem großen Entzücken das Herz gelabt hatte, ging er hin und fing eine Hirſchkuh, und briet ſie ſo ſäuberlich und koſtbar, daß ſich das alte böſe Weib wirklich zum dritten Male täuſchen ließ. Heimlich nahm es ſich vor, dem Könige bei ſeiner Zurückkunft

zu sagen, wüthende Wölfe hätten seine Gemahlin und seine Kinder zerrissen.

Eines Abends aber, als die böse Königin wie gewöhnlich einen Gang um das Schloß und durch die Höfe machte, um nach frischem Fleische umherzusuchen, da hörte sie plötzlich aus einem kleinen Hinterhäuschen ein lautes Geschrei erschallen, und als sie näher ging und lauschte, erkannte sie die weinende Stimme des kleinen Prinzen Tag, der von seiner Mutter gestraft wurde, weil er unartig gewesen war. Und als sie noch länger lauschte, hörte sie auch die Stimme der kleinen Morgenröthe, welche für das Brüderchen ein gutes Wort einlegte, und hörte auch die junge Königin sprechen, deren sanfte Stimme nicht zu verkennen war. Daraus erkannte die böse Frau, daß sie getäuscht worden war, und das Herz voll Grimm und Wuth schlich sie hinauf in ihr Zimmer und dachte die ganze Nacht darüber nach, wie sie sich am Bittersten rächen und die ganze Brut würde verderben können. Und als der Morgen dämmerte, rief sie ihre Diener zusammen und befahl ihnen mit schrecklicher Stimme, sie sollten mitten auf den Hof einen großen Bottich stellen und sollten ihn anfüllen von oben bis unten mit giftigem Gewürm, mit Kröten, Vipern, Nattern und andern Schlangen, und sollten dann die Königin und ihre Kinder, so wie den Küchenmeister mit seiner Frau fesseln und binden, und sollten Alle in den Bottich hineinwerfen, damit sie von den giftigen Thieren verschlungen würden.

Also geschah es. Gebunden wurden die Unglücklichen auf den Hof geführt und sollten eben von den Henkern

unter das giftige Gewürm geſchleudert werden, als plötzlich der Schall von Trompeten ertönte und der König im Geleit ſeiner Ritter auf den Hof geſprengt kam. Der Krieg mit dem benachbarten Fürſten war früher, als er vermuthet, beendigt worden, und zu rechter Zeit traf er in ſeinem Schloſſe ein, um das entſetzlichſte aller Verbrechen zu verhindern. Sobald er erſchien, ließen die Henker von den Gefangenen ab; die alte Königin aber, da ſie ſah, daß Alles verrathen war, ſtürzte ſich in der Verzweiflung ſelber in den Bottich und wurde in einem Augenblicke von den Schlangen zerriſſen.

Da war das böſe Weib aus dem Wege geſchafft, und der König und die Königin freuten ſich von ganzem Herzen, daß deſſen Tücke keine ſchlimmeren Folgen gehabt hatte. Im Triumphe kehrten ſie nach der Hauptſtadt zurück und lebten noch viele Jahre ein glückſeliges Leben. Der Küchenmeiſter aber, der die Kinder und ihre Mutter gerettet hatte, wurde königlich von ſeinem erfreuten Gebieter belohnt. —

Vom kleinen Däumling.

Es waren einmal ein Holzhacker und ſeine Frau, die hatten ſieben Kinder, lauter Knaben, und ſie waren alle noch klein, denn der Aelteſte zählte kaum zehn Jahre, und der Jüngſte war erſt ſieben alt. Die Leute waren herzlich arm, und die vielen Kinder machten ihnen daher auf

viele Mühe und Sorge, da noch keines von Allen sich selbst sein Brot verdienen konnte. Besonders über den Jüngsten sorgten sie sich recht viel, denn dieser war so klein auf die Welt gekommen, daß sie ihn nur den kleinen Däumling nannten, und er wollte auch gar nicht in die Höhe wachsen. Er war und blieb klein, und wurde von allen geneckt, von seinen Brüdern aber am meisten, obgleich er trotz seiner kleinen, zierlichen Gestalt den größten Verstand von Allen hatte.

Manches Jahr behalfen sich die Eltern, wenn auch nur kümmerlich, mit dem Nothwendigsten, und es war noch kein Abend gewesen, an welchem sie sich hungrig zu Bette gelegt hätten. Endlich aber kam einmal eine große Theurung in's Land, und da stellte sich auch bald die Zeit ein, wo die armen Leute Nichts mehr zu beißen und zu brechen hatten. Und eines Abends, als die Kinder sich schon zu Bette gelegt hatten, und der Holzhacker mit seiner Frau beim Kamine saß, da sagte er mit einem schweren Seufzer:

„Höre, Frau, du siehst wohl ein, daß wir unsere Kinder nicht länger ernähren können. Vor meinen Augen mag ich sie nicht Hungers sterben sehen, und darum will ich sie morgen hinaus führen tief in den Wald, wo er am dichtesten ist, und wenn sie da mit einander spielen, will ich mich, ohne daß sie's merken, heimlich davonschleichen."

Aber, Mann!" sagte die Frau ganz erschrocken, „das ist doch unmöglich! Wie sollt' ich's wohl über's Herz bringen, mich von ihnen zu trennen, wenn ich weiß, daß

ich ſie niemals wiederſehen werde. Wenn du ſie hinausführſt in die Wildniß, ſo freſſen die wilden Thiere ſie im Augenblick!“

„Wohlan denn,“ ſagte der Mann, „wenn du Etwas zu eſſen haſt, ſo bring' es her, und ich will mich freuen, wie du, daß wir die Kinder behalten können. Aber du haſt Nichts, und vor Hunger umkommen, iſt viel tauſendmal ſchlimmer, als von wilden Thieren zerriſſen werden; darum laß uns morgen ungehindert davon gehen.“

Die arme Mutter weinte bitterlich. Da ſie aber einſah, daß ihnen gar Nichts weiter übrig blieb, ſo willigte ſie endlich ein, und ging über alle Maßen betrübt zu Bette.

Der Holzhacker und ſeine Frau dachten, es hätte ſie Niemand gehört. Der kleine Däumling aber hatte jedes Wort aufgefangen, was ſie geſagt, und hatte es in ſeinem Herzen bewahrt. Als er Vater und Mutter ſprechen gehört, war er ganz ſtill und heimlich aus dem Bette geſtiegen und hatte ſich unter dem Stuhle des Vaters verkrochen, ohne daß es einer merkte. Die ganze Nacht konnte er nun kein Auge mehr zu thun, und ſann und grübelte hin und her, wie er ſich und ſeine Brüder würde retten können. Und ganz früh am Morgen ſtand er auf, ging ſtill hinaus an den Bach, und ſuchte ſich eine Menge kleine, weiße Kieſelſteine, die er alle in ſeine Taſchen ſteckte. Als er genug geſammelt hatte, lief er wieder nach Hauſe, und Keiner merkte, daß er fortgeweſen war.

„Macht Euch fertig, Kinder, wir wollen in den Wald hinaus gehen!“ ſagte am andern Morgen der Vater, und

die Mutter nahm das letzte Brot aus dem Schranke und schnitt jedem Kinde noch ein Stück davon ab.

„Haltet's zu Rathe," sagte sie unter Thränen. „Wer weiß, wie lange es dauert, bis Ihr wieder Etwas bekommt!"

Die Kinder wußten nicht, was das heißen sollte; der kleine Däumling aber wußte es recht gut, doch hütete er sich, ein Wörtlein zu verrrathen.

Und da sie nun hinausgingen, so führte sie der Vater tief, tief hinein in den Wald, wo er so recht dicht und finster war, daß man keine zehn Schritte weit darin sehen konnte. Und hier fing er an, Bäume umzuhauen, und die Kinder mußten Reisigbündel aus den Zweigen machen, daß ihnen der Schweiß von der Stirne troff.

Als nun der Vater die Kleinen so eifrig beschäftigt sah, da meinte er, nun wäre es an der Zeit, sich heimlich davon zu machen, Und ohne daß die Kinder es merkten, schlich er unter dem Dickicht hin, bis er ihnen aus dem Gesicht kam, und dann lief er, was er laufen konnte, auf dem geradesten Wege in sein Häuschen zurück.

Mittlerweile arbeiteten die sieben Kinder fleißig weiter, bis daß sie müde wurden und dachten, es wäre Zeit zum Nachhausegehen. Da sahen sie sich nach ihrem Vater um und riefen nach ihm. Der Vater aber war fort, und sie konnten ihn weder sehen, noch hörte er ihren Ruf. Da fingen sie aus lauter Furcht schrecklich an zu schreien nd zu weinen, und jammerten so sehr, daß sich der kleine Däumling endlich ihrer erbarmte.

„Seid still," sagte er, „und weinet nicht, ich will Euch

helfen und aus dem Walde herausbringen bis an unſer Haus.“

„Aber wie willſt du das machen, kleiner Däumling?“ fragten die Andern.

„Dafür laßt mich ſorgen,“ erwiderte der Kleine und lachte. „Geht nur immer hinter mir her.“

Der kleine Däumling hatte gut lachen und ſprechen. Als er mit den Uebrigen vom Hauſe weg und in den Wald gegangen war, da hatte er ein Steinchen nach dem andern aus der Taſche geholt und hatte alle zehn Schritt eins auf die Erde fallen laſſen. Die Steinchen aber, die zeigten ihm nun den Weg; denn der Mond ſtand am Himmel, und in ſeinem hellen Lichte glänzten die weißen Kieſel wie lauter blanke, neugeſchlagene Batzen. Der kleine Däumling ging vor ſeinen Brüdern her durch den Wald und dieſe liefen wacker hinter ihm drein. Da dauerte es gar nicht lange, ſo hatten ſie ſich aus dem Dickicht herausgefunden und kamen an ihr Häuschen. Dort blieben ſie aber vor der Thüre ſtehen, denn hineinzugehen getrauten ſie ſich nicht, und der kleine Däumling legte ſein Ohr an die Thür und lauſchte. Da hörte er, wie die Mutter ſagte:

„Ach Gott, ach Gott, wo mögen jetzt unſere Kinderchen ſein? Gewiß hat ſie der böſe Wolf ſchon aufgefreſſen, und wir ſehen ſie niemals wieder!“

„Ja,“ ſprach der Vater, „wenn wir gewußt hätten, daß der Edelmann vom Schloſſe uns zehn Thaler ſchenken würde, da hätten wir die Kleinen nun und nimmermehr von uns gelaſſen!“

„Ach Gott, ach Gott!“ sagte die Mutter wieder, „nun haben wir Fleisch und Brot und Alles, und nur das Beste fehl uns. Wären doch unsere sieben Kinderchen wieder da!“

Als der Däumling das hörte, da konnte er sich nicht länger halten, sondern sprang fröhlich in die Stube hinein und rief: „Hier sind wir, Mütterchen, und wenn du Fleisch und Brot hast, so gib es her, denn wir sind allesammt erschrecklich hungrig!“

Und so wie er sprangen auch die sechs andern Kleinen in die Stube und jubelten laut, und die Eltern schlossen sie in ihre Arme nnd dankten Gott, daß er die armen Kleinen so gnädiglich geführt und gehütet hatte. Sie setzten sich alle mit einander um den Tisch herum, auf welchem eine volle Fleischschüssel dampfte und ließen es sich schmecken nach Herzenslust. Es schmeckte ihnen Allen, aber ganz vortrefflich, besonders der Mutter, die vor Freude, ihre Kinder wieder zu haben, sich kaum zu fassen wußte.

Die Freude dauerte so lange, wie die zehn Thaler dauerten. Als aber das Geld alle war und der böse Hungee wieder einzog in die Hütte, da wurde der Vater wieder traurig und die Mutter auch, und alle Beide dachten wieder daran, daß sie sich von Neuem würden von ihren Kinderchen trennen müssen. Und eines Nachts wälzte sich der Vater unmuthig auf seinem ärmlichen [illegible]er umher und seufzte zum Herzbrechen.

„Was fehlt dir, lieber Mann?“ fragte seine Frau, die vor Kummer und Sorge nicht schlafen konnte.

„Ach," erwiderte der Mann, „unſer Geld iſt geſchwunden, wir ſind wieder ſo arm wie früher, und es iſt nur noch ein einziges Brot im Hauſe. Wir alle müſſen vor Hunger umkommen. Damit ich aber den Jammer der Kinderchen nicht zu ſehen brauche, ſo will ich ſie morgen früh wieder in den Wald führen, und viel tiefer hinein, wie das erſte Mal, ſo daß ſie ſich gewiß nicht wieder nach Hauſe finden."

„Gibt es denn gar keine Hülfe gegen das ſchreckliche Unglück?" fragte die arme Mutter, die gleich wieder bitterlich zu weinen anfing.

„Keine!" ſagte der Mann, und weinte auch. „Morgen müſſen ſie fort, und wir ſehen ſie im Leben nicht wieder!"

Vater und Mutter dachten, die Kinder ſchliefen. Sie ſchlummerten auch Alle bis auf den kleinen Däumling; der aber hatte die Augen offen und hörte jedes Wort, was die Eltern ſprachen. Und als Alles ſtill geworden war, ſtand er leiſe, leiſe auf, ſchlich aus dem Bette, und gedachte an das Bächlein zu gehen, um ſeine Taſchen mit blanken Kieſeln anzufüllen. Da er aber an die Hausthür kam, fand er ſie zu ſeinem Schrecken verſchloſſen und verriegelt, und konnte nicht hinaus. Nun wußte er nicht, was er anfangen ſollte. Doch vertraute er auf den lieben Gott, der frommen Kindern ja immer beiſteht, betete zu ihm ein ſtilles Gebetlein, und ſchlief bald darauf ruhig ein.

Am andern Morgen vertheilte die Mutter das halbe Brot unter die Kinder, gab jedem ein Stück, und ſagte

ihnen, sie möchten's zu Rathe halten, denn es wäre das letzte. Dann machten sich Alle auf den Weg in den Wald. Die Kinder brachen ihr Brot und aßen es auf. Der kleine Däumling aber dachte: du willst dein Stück in kleine Bröckel zertheilen und willst die Bröckel auf die Erde fallen lassen, dann thun sie wohl denselben Dienst, wie die Kieselsteine. Und wie er dachte, so that er und streute die Bröckelchen alle zehn Schritte auf den Weg.

Die Eltern führten ihre Kinder immer tiefer und tiefer in den Wald hinein, so weit, wie sie noch niemals gewesen waren. Und als sie sich nun mitten im dichtesten Gehölz befanden, machte der Vater ein großes Feuer an, und sagte, die Kinder sollten da bleiben bis zum Abend, dann wollte er wiederkommen und sie abholen. Nach diesen Worten ging er mtt der Frau fort, und sie liefen so schnell sie konnten auf dem nächsten Wege nach Hause zurück.

Der kleine Däumling dachte: Lauft nur, ich finde mich doch schon wieder zu euch, wenn's Zeit ist.

Und als es Abend wurde, da ging der Mond auf, aber die Eltern kamen nicht, ihre Kinder zu holen. Da fingen diese an zu weinen und zu wehklagen, der kleine Däumling aber sagte: „Seid nur still, ich will Euch schon wieder nach Hause bringen!"

Die Kinder trockneten ihre Thränen, und der kleine Däumling machte sich auf, und suchte im Mondschein nach den Bröckelchen, die er auf den Weg geworfen hatte. Wie er aber auch suchte und suchte, er konnte sie nicht finden, denn siehe da, die tausend Vöglein des Waldes waren ge-

kommen und hatten alle die vielen Bröcklein von der Erde aufgepickt.

Da war nun die Noth groß, die Kleinen fingen wieder an zu jammern und zu schreien, und auch der kleine Däumling wußte sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Doch dachte er endlich, er würde sich gleichwohl aus dem Walde herausfinden, und ging muthig unter den Bäumen vorwärts. Die Anderen stolperten so gut sie konnten nach. Anstatt aber heraus zu kommen aus dem Walde, kamen sie nur immer noch tiefer hinein, und zum Unglück machte sich auch der Sturm auf und brauste durch die Wipfel der Bäume, daß den Kleinen das Herz im Leibe zitterte vor lauter Furcht und Angst. Bald fing es auch an zu regnen; finstere Wolken verhüllten das Licht des Mondes, und es wurde so dunkel im Walde, daß man kaum noch die Hand vor den Augen sehen konnte. Die Kleinen glitten auf dem schlüpfrigen Wege aus, stolperten über alte Baumwurzeln und liefen manch liebes Mal gegen einen alten Stamm und stießen sich Stirn und Nase wund.

„So geht es nicht mehr," sagte endlich der kleine Däumling, und kletterte auf einen hohen Baum hinauf, um sich ein wenig in der Gegend umzusehen. Und als er nach allen Seiten umherblickte, sah er in weiter Ferne einen hellen Schimmer, gleich dem Lichte einer Kerze, und dachte, da müßte wohl ein Haus zu finden sein. Er stieg wieder vom Baume herab, und ging nun gradeswegs immer nach der Richtung zu, wo er das Licht hatte schimmern sehen. Manchmal sah er es durch die Bäum-

glänzen und freute ſich darüber, weil er merkte, daß er auf dem rechten Wege ſei. Wenn er es aber wieder aus den Augen verlor, war er ſehr angſt und kletterte noch manchmal auf einen Baum, um nur nicht von der geraden Richtung abzukommen.

Endlich und endlich traten die Kinder aus dem Walde heraus und ſahen dicht vor ſich das Häuschen liegen. Schnell liefen ſie darauf zu, klopften an die Thür und warteten, bis ihnen anfgethan werden möchte. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſah eine gute hübſche Frau zum Fenſter heraus, ſchaute verwundert die ſieben kleinen Knaben an und fragte, was ſie denn wollten?

„Ach," ſagte der kleine Däumling, „wir ſind ſieben arme Knaben und haben uns im Walde verirrt. Ich bitte Euch um Gotteswillen, nehmt uns auf in Euer Häuschen und gebt uns Etwas zu eſſen, denn wir verſchmachten beinahe vor Hunger und Durſt!"

Als nun die Frau die ſieben kleinen, hübſchen Burſchen ſo anſchaute, da fing ſie an zu weinen und ſagte:

„Ach, ihr armen Kinderchen, ihr ſeid zur böſen Stunde hieher gekommen; denn ich muß euch nur ſagen, daß in dem Häuschen hier ein böſer Menſchenfreſſer wohnt, der alle kleinen Kinder verzehrt, die er in ſeine Gewalt bekommen kann!"

„Das iſt wohl ſchlimm," antwortete der kleine Däumling, der vor Froſt und Müdigkeit am ganzen Leibe zitterte. „Aber ich will doch lieber ein paar Stunden in Eurem Häuschen ſchlafen und dann Eurem Manne zur Speiſe dienen, als noch draußen im finſtern Walde um-

herlaufen, wo wir zuletzt doch vor Hunger umkommen oder von wilden Thieren zerrissen werden. Laßt uns darum herein und nehmt uns auf. Vielleicht hat der Herr Menschenfresser Mitleid mit uns armen verirrten Bürschchen, und wenn Ihr ihn recht schön um unser Leben bittet, wird er uns wohl in Frieden lassen."

Die Frau des Menschenfressers hatte ein mitleidiges Herz, und da sie dachte, daß sie die Kleinen vielleicht bis zum andern Morgen würde verbergen können, so ließ sie die Bübchen herein und führte sie ans Feuer, wo so eben ein fetter Hammel am Spieße gebraten wurde.

„Da setzt euch vorerst hin und wärmt euch, ihr armen Würmer," sagte sie. „Nachher wollen wir weiter sehen."

Die sieben Knaben drängten sich um das Feuer her. Aber kaum hatten sie sich ein wenig gewärmt, da hörten sie draußen mit Macht an die Thür klopfen und merkten zu ihrem Schrecken, daß der Menschenfresser angekommen sei. Schnell steckte sie die gute Frau unter das Bett, und ging dann hinaus, um ihrem Manne die Thür zu öffnen. Trapp, trapp ging es, und der Menschenfresser kam herein gestampft.

„Hast du mein Abendbrot zurecht gemacht und Wein aus dem Keller geholt?" fragte er mit rauher Stimme seine Frau. „Decke den Tisch und tummele dich, denn ich bin hungrig!"

Nach diesen Worten setzte er sich an den Tisch, und die Frau brachte den Hammelbraten herein, der noch ganz blutig war. Der Menschenfresser achtete aber gar nicht

darauf, er ſtand auf, ging in der Stube umher, ſchnupperte rechts und links mit ſeiner großen Naſe und ſagte endlich mit ſchrecklicher Stimme:

„Frau, ich rieche Menſchenfleiſch!“

„Ach, dummes Zeug!“ erwiderte die Frau lachend, obgleich ſie innerlich vor Angſt beinahe verging. „Den Hammelbraten wirſt du riechen, den ich eben angerichtet habe!“

„Schweig!“ brüllte der Menſchenfreſſer und blickte wüthend ſeine Frau an, indem er ſein großes blankes Meſſer aus dem Gürtel zog, — „ich rieche Menſchenfleiſch, ſage ich dir, und es iſt hier Etwas im Zimmer, was du mir verbergen willſt!“

Und bei dieſen Worten ging er geradewegs auf das Bett zu, hob das Laken auf, bückte ſich nieder und ſah nun die ſieben Büblein da liegen, die ſich zitternd und bebend an einander geſchmiegt hatten.

„Wollteſt du mich betrügen, abſcheuliches Weib?“ ſchrie er ſeiner Frau zu, die vor Schrecken todtenblaß geworden war. „Nimm dich in Acht! Wenn du mich noch einmal zu täuſchen ſuchſt, ſo freſſ' ich auch dich auf mit Haut und Haar! Kommt hervor, ihr Buben! Immer hervor! Ihr lauft mir zu recht gelegener Zeit in die Hände, denn zu übermorgen habe ich meine drei beſten Freunde zu Tiſche gebeten, die ich mit eurem zarten Fleiſche bewirthen will. Alſo kommt!“

Die Kleinen rührten ſich nicht; der Menſchenfreſſer aber zog einen nach dem andern an den Beinen unter dem Bette hervor. Die armen Kinder vergingen faſt vor

Angst; sie warfen sich vor dem Menschenfresser auf die Knie nieder und flehten ihn an mit Bitten und Thränen, daß er doch um Gotteswillen ihr junges Leben verschonen möchte. Der Menschenfresser aber lachte laut auf, denn er hatte ein hartes, nicht zu rührendes Herz, und verschlang die guten Bissen schon mit den Augen.

„Die sollen einmal gut schmecken," sagte er zu seiner Frau. „Mache mir nur eine gute Brühe dazu, das rath' ich dir!"

Und ohne auf das Jammergeschrei der armen Würmchen zu achten, nahm er ein großes Messer zur Hand, wetzte es auf einem Schleifsteine, bis es recht scharf wurde, und packte dann eines von den Kindern, um ihm den Hals abzuschneiden. Die Frau aber legte sich ins Mittel und sagte:

„Warum willst du noch in der Nacht die Kleinen abschlachten? — Du hast ja morgen früh Zeit genug dazu!"

„Schweig, Weib!" schrie der Menschenfresser. „Sie werden gleich todt sein."

„Aber so nimm doch nur Vernunft an," sagte die Frau, die vor Angst beinahe starb und die armen Kinder gar zu gern gerettet hätte. „Du hast ja noch so viel frisches Fleisch im Hause, daß es am Ende verderben wird. In der Speisekammer hängt noch ein ganzes Kalb, zwei Hämmel und ein halbes Schwein!"

„Gut," brummte der Menschenfresser und steckte sein großes Messer wieder ein. „Dießmal hast du recht, und ich will auf dich hören. Gib den kleinen saftigen Br

ſchen tüchtig zu eſſen, damit ſie mir nicht etwa mager werden, und dann bringe ſie ins Bett.“

Die Frau konnte kaum ihre große Freude verbergen, als ſie dieſen Befehl ihres Mannes vernahm, und legte den Kindern reichlich zu eſſen vor. Die armen Würmer waren aber nicht im Stande, einen Biſſen hinunter zu bringen. Denn die Angſt hatte ihnen allen Hunger vertrieben. Während ſie faſteten, ſchmauste der Menſchenfreſſer ſeinen Braten, trank ſeinen Wein und war ſehr erfreut darüber, daß er ſeine guten Freunde ſo trefflich würde bewirthen können. In ſeiner Herzensluſt trank er aber ſo viel, daß ihm der Wein endlich zu Kopfe ſtieg und er zu Bette gehen mußte.

Nun hatte der Menſchenfreſſer ſieben Töchter, die mit den Buben in gleichem Alter waren. Sie ſchliefen ſchon, als dieſe ankamen, und das war für den kleinen Däumling und ſeine Brüder ein großes Glück. Denn wenn die Mädchen ſie erblickt hätten, ſo würden ſie ihren Vater ſo lange gebeten haben, die Knaben zu ſchlachten, bis er ihnen den Willen gethan hätte. Sie waren faſt noch grauſamer, wie der alte Menſchenfreſſer, und kannten keine größere Luſt, als den Kindern, welche verſpeist werden ſollten, das warme rothe Blut auszuſaugen.

Als nun die Frau des Menſchenfreſſers die ſieben Knaben in eine Kammer führte, wo ſie ſchlafen ſollten, da ſah der kleine Däumling zwei große Betten ſtehen, nd in dem Einen lagen die ſieben Mädchen und hatten ine Jede ein goldenes Krönchen auf dem Haupte. In as andere Bett aber mußten ſich die Buben legen, und

die Frau deckte sie wohl zu und befahl ihnen, sie sollten recht still und ruhig sein, damit sie die kleinen Menschenfresser nicht aufweckten. Das versprachen die Knaben, und darauf ging die Frau fort. Als nun die Buben allein waren, da beteten sie erst zum lieben Gott, und dann schliefen sie ein. Der kleine Däumling aber blieb wach und hielt die Augen offen, denn er hatte die Krönchen auf dem Haupte der sieben Mädchen wohl bemerkt und hatte sich vorgenommen, sie ihnen während der Nacht wegzunehmen und auf sein eigenes und das Haupt seiner Brüder zu setzen. Er wartete lange, bis Alles im ganzen Hause still und ruhig war. Dann aber stand er ganz leise auf, nahm die Krönchen, trug sie in sein Bett, und setzte sie sich und seinen Brüdern auf die Köpfe. Denn er fürchtete, der Menschenfresser würde über Nacht am Ende aufwachen und ihnen doch noch die Kehle abschneiden.

Und siehe da, es kam gerade so, wie er glaubte. Nach Mitternacht erwachte der blutige Wütherich, nahm sein großes, scharfes Messer, stand aus dem Bett auf und ging in die Kammer hinüber, wo die Kinder schliefen, um sie zu schlachten. Er ging gerade auf das Bett der Knaben los, tappte im Finstern mit der Hand darauf herum, und schwang sein Messer. Der kleine Däumling war noch wach und merkte Alles. Aber er hielt sich ganz still und sagte kein Wort, um sich nicht zu verrathen. Plötzlich kam der Riese beim Herumtappen mit der Hand an die goldenen Krönlein und fuhr erschrocken zurück.

„Ei, ei, murmelte er in den Bart, „da hätte ich be-

nahe schöne Sachen gemacht! Werde doch meine eigenen Töchterchen nicht todt machen!“

Der kleine Däumling hätte vor Freuden beinahe laut geschrieen, als er nun hörte, daß der Menschenfresser an das andere Bett tappte, in dem wirklich seine Töchter lagen und schliefen. Hier untersuchte er nicht lange, sondern schwang sein Messer wild in der Luft und schnitt den Mädchen einem nach dem andern die Kehle ab. Dann lachte er, brummte: wie wird sich meine Frau wundern, wenn sie morgen die kleinen Bälge geschlachtet im Bette findet, und kehrte ganz vergnüglich in seine Kammer zurück.

Sobald nun der kleine Däumling den Unhold wieder schnarchen hörte, weckte er seine Brüder und sagte ihnen leise, sie sollten sich schnell anziehen und ihm folgen. Dann stiegen alle Sieben zum Fenster hinaus in den Garten, kletterten über die Mauer hinweg und liefen so schnell sie konnten davon, immer aufs Geradewohl in den Wald hinein.

Am andern Morgen, als der Menschenfresser aufwachte, sagte er ganz freundlich: „Frau, geh' hinauf in die Kammer und hole mir die kleinen Buben herunter. Hörst du?“

Die Frau, als sie ihren Mann so freundlich sah, dachte, er hätte sich eines Besseren besonnen und wollte den Kleinen Leben und Freiheit schenken. Hurtig und
nügt sprang sie die Treppe in die Höhe, klopfte von
n an die Thür und rief: „Wacht auf! Wacht auf,
langschläfer, und kleidet euch an! Es geht Alles viel

beſſer, als ihr denkt! Hurtig, hurtig ſpringt aus den Federn!“

Da ihr aber kein Menſch antwortete, ſo wurde ihr bange ums Herz und ſchnell riß ſie die Thür auf, um nach den Kleinen zu ſehen. Da erblickte ſie aber nur das leere Lager, und in dem andern Bette gewahrte ſie ihre Kinder mit abgeſchnittener Gurgel, wie ſie in ihrem Blute ſchwammen. Sie ſtieß einen lauten Schreckensſchrei aus, und dann wurde es ihr ſchwarz vor den Augen, und ohnmächtig fiel ſie nieder und verlor die Beſinnung.

Ihr Mann wartete indeſſen unten auf ſeine Frau und wartete lange, aber ſie kam nicht. Da machte er ſich endlich voll Aerger ſelbſt auf den Weg, um nach dem Rechten zu ſehen, und ſtieg die Treppe hinauf in die Kammer. Da ſah er nun, was er in der Nacht angerichtet hatte, und gerieth in die ſchrecklichſte Wuth.

„Wartet, Ihr Hallunken,“ ſchrie er zornig; „das ſollt Ihr mir bezahlen!“

Er goß ſeiner Frau einen Topf voll Waſſer ins Geſicht, damit ſie wieder zur Beſinnung käme, und befahl ihr dann, daß ſie ohne Zögern ſeine Siebenmeilenſtiefeln bringen ſolle.

„Eil' dich,“ brüllte er, „denn eh' es wieder Abend wird, muß ich die entronnenen Spitzbuben wieder gefangen haben.“

Sobald er die Stiefel angezogen hatte, machte er ſich auf den Weg und durchſuchte die ganze Gegend rings umher, bis er endlich den ſieben Knaben auf die Spur kam

welche kaum noch ein paar hundert Schritte von dem Hauſe ihres Vaters entfernt waren. Sie ſahen den Menſchenfreſſer ſchon von Weitem und bemerkten mit Schrecken und Entſetzen, wie er von Berg zu Berg ſprang, über die breiteſten Thäler ſetzte und die größeſten Ströme überſchritt, ohne ſich nur die Fußſohlen naß zu machen.

„Um Gottes willen, kommt und verbergt euch, damit uns der Menſchenfreſſer nicht ſieht,“ ſchrie der kleine Däumling großer Angſt.

„Aber wo ſollen wir uns verſtecken?“ fragten ſeine Brüder mit Zittern und Beben.

„Dort unter den Felſen!“ rief der kleine Däumling.

Sie liefen auf den Felſen zu, krochen darunter und ſaßen nun mäuschenſtill. Der kleine Däumling lugte aber mit den halben Augen hervor, damit er Alles ſehen könne, was der Menſchenfreſſer wohl beginnen würde.

Dieſer kam indeſſen immer näher; weil er aber von dem langen Wege, den er ohne Erfolg zurückgelegt hatte, todtmüde geworden war, ſo dachte er, es würde nicht ſchaden, wenn er ein Wenig ausruhte, und warf ſich dicht neben dem Felſen, unter welchen die Kleinen ſich verſteckt hatten, der Länge nach auf die Erde. Es dauerte nicht lange, ſo ſchlief er ein und ſchnarchte ſo entſetzlich, daß die Kleinen in die größte Angſt geriethen, gerade als ob ihnen ſein großes Meſſer ſchon an der Kehle ſäße. Der kleine Däumling allein fürchtete ſich nicht, ſondern ſagte ſeinen Brüdern, ſie ſollten den Schlaf des Unholds be-

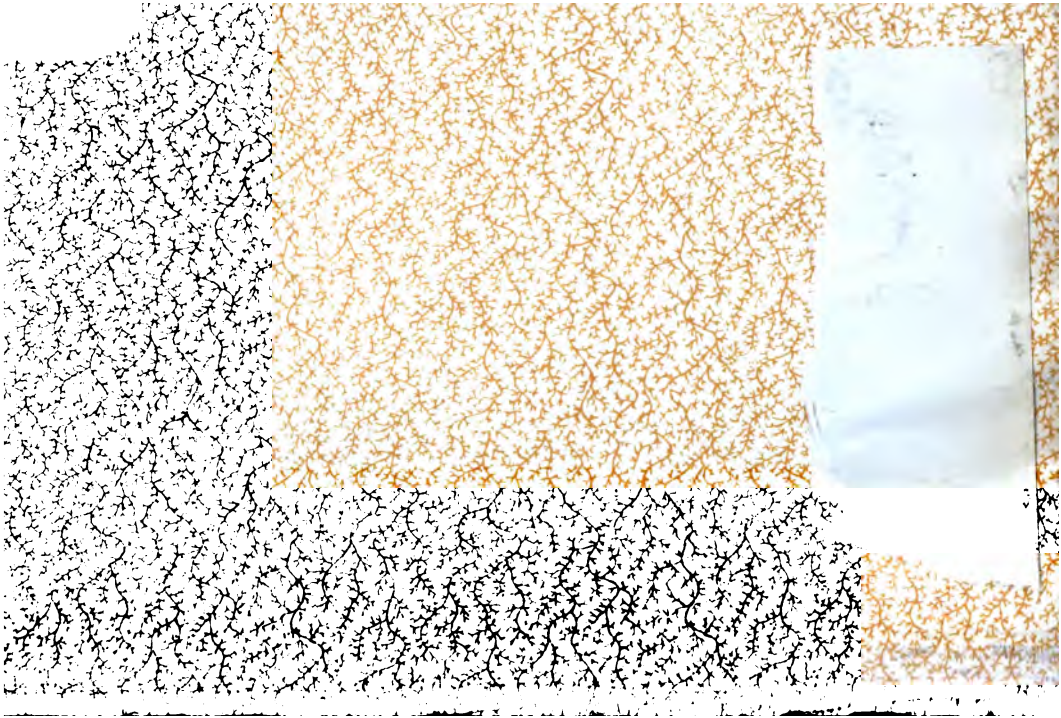
nutzen, um nach Hause zu fliehen, und möchten sich dann vor der Hand nicht weiter um ihn bekümmern.

Die Knaben gehorchten und liefen davon, als ob der Boden unter ihnen brenne; Däumling aber schlich sich sachte an den Menschenfresser heran, zog ihm mit leichter Hand, ohne ihn aufzuwecken, seine Siebenmeilenstiefel von den Beinen, und versuchte es, sie selber anzuziehen. Und siehe da, als er seine Füße hineingesteckt hatte, so wurden die Stiefeln, die eben noch so mächtig groß und weit gewesen waren, ganz zierlich und klein, und schmiegten sich so genau an seine Füße an, als ob sie besonders für ihn gemacht worden wären.

„Halt," dachte er, als er dieß bemerkte, „nun will ich dich erst recht noch anführen, du alter, häßlicher Menschenfresser du!"

Und ohne Zögern machte er sich auf und schritt geradewegs auf das Haus des Menschenfressers los. Mit wenigen Schritten hatte er es erreicht und sah daselbst die arme Frau des Unholds, welche über den Tod ihrer kleinen Kinder die bittersten Thränen vergoß.

„Frau," sagte er, „Euer Mann schickt mich her. Er ist in großer Gefahr, denn eine Räuberbande hat ihn überfallen und will ihm ohne Gnade das Lebenslicht ausblasen, wenn er nicht sogleich alle seine Schätze, seine Edelsteine, sein Gold und sein Silber an sie ausliefert. Eben als sie ihm den Dolch an die Gurgel setzten, erblickte er mich, und bat mich himmelhoch, zu Euch zu eilen und Euch zu sagen, Ihr möchtet mir seine ganze Habe ausliefern bis auf die geringste Kleinigkeit, denn sonst

Inhalt.

Röschen und Grete..... Seite 3
Aschenbrödel..... „ 8
Rothkäppchen..... „ 20
Richard mit der Dolle..... „ 25
Vom gestiefelten Kater..... „ 36
Ritter Blaubart..... „ 45
Das Schloß in den Dornhecken..... „ 55
Der kleine Däumling..... „ 78